Das Lynch-Gesetz.

III.

Das

Lynch-Gesetz

von

Gustav Aimard.

Deutsch

von

W. E. Drugulin.

Dritter Band.

Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1861.

I.

Wiedersehen.

Frau Guillois war, wie schon gesagt, von ihrem Sohne im Winterdorfe der Comanchen untergebracht worden.

Die Indianer hatten die Mutter ihres Adoptivsohnes mit Freuden bei sich aufgenommen.

Man hatte ihr das bequemste calli zur Verfügung gestellt und ihr die zartesten und rührendsten Aufmerksamkeiten erwiesen.

Die Rothhäute haben vor den Weißen einen entschiedenen Vorzug in Allem, was Gastfreundschaft betrifft. Ein Gast ist ihnen heilig und sie betrachten sich fast als seine Sklaven, so sehr lassen sie es sich angelegen sein, den Wünschen, ja selbst den Launen desselben zuvorzukommen.

Nachdem Pater Seraphim die rothe Ceder gewarnt hatte, war er zu Frau Guillois zurückgekehrt, um besser über sie wachen zu können.

Der würdige Missionär war ein alter Bekannter und Freund der Comanchen, denen er häufige Dienste erwiesen und die ihn nicht nur als Priester, denn seine Eigenschaften als solcher wußten sie nicht vollständig zu würdigen, sondern als einen guten, großmüthigen Menschen verehrten, der stets bereit war, sich für seine Nebenmenschen aufzuopfern.

Es verstrichen mehrere Wochen, ohne eine besondere Abwechselung in das Leben der alten Dame zu bringen.

Sonnenstrahl hatte sich aus eigenem Antriebe zur Dienerin der Frau Guillois aufgeworfen und war bemüht, ihr die tausend kleinen Dienste zu erweisen, welche in dem häuslichen Leben der Frauen eine so wichtige Rolle spielen. Sie unterhielt sie durch ihr aus Indianisch, Französisch und Spanisch zusammengesetztes Geplauder, pflegte sie wie eine Mutter und suchte ihr auf alle mögliche Weise die Zeit zu betrügen.

Wir wenden absichtlich den spanischen Ausdruck betrügen (enganar) an, weil er uns richtiger und bezeichnender erscheint, als die Zeit todtschlagen, welches man sich bei uns bedient.

Denn wenn es uns auch zuweilen gelingt, die Zeit zu betrügen, so schlägt uns dieselbe doch schließlich todt.

So lange Pater Seraphim bei ihr war, ertrug Frau Guillois die Abwesenheit ihres Sohnes ziemlich geduldig. Sie vergaß zwar bei den milden, väterlichen Ermahnungen des Missionärs denselben nicht, weil eine

Mutter nicht vergessen kann, doch gelang es ihr, sich über das, was die Zeit Schweres für sie hatte, hinwegzusetzen.

Unglücklicherweise hatte Pater Seraphim dringende Pflichten zu erfüllen, welche er nicht länger aufschieben konnte; er sah sich zu seinem großen Bedauern gezwungen, sein Wanderleben wieder zu beginnen, um seinen Beruf der Selbstverleugnung und Duldung zu erfüllen und die Lehren des Evangeliums und das Licht der Religion unter den Indianerstämmen zu verbreiten.

Frau Guillois betrachtete Pater Seraphim als ein Verbindungsglied zwischen sich und ihrem Sohne; sie konnte sich mit dem Missionär, der die geheimsten Regungen ihres Herzens kannte, von ihm unterhalten, und er verstand es, ihre Sorgen mit einem Worte zu zerstreuen und ihr neuen Muth einzuflößen. Als er sie aber zum ersten Male seit ihrer Ankunft in Amerika verließ, fühlte sie sich wahrhaft vereinsamt und es war ihr, als ob sie ihren Sohn noch ein Mal verlöre.

Die Trennung war ihr daher sehr schmerzlich und sie bedurfte ihrer ganzen christlichen Ergebung und langen Gewohnheit zu leiden, um diesen neuen Schicksalschlag zu ertragen.

Das Leben der Indianer ist, besonders im Winter, sehr traurig und einförmig, wenn sie, in die Tiefen der Wälder zurückgezogen, in elenden, jedem Wetter zugänglichen, Hütten unter den entlaubten, bereiften und beschneiten Bäumen, in ihren halb in Schnee begrabe-

nen Dörfern leben und man den Sturm ganze Nächte hindurch heulen hört und einen sündfluthartigen Regen herabfallen sieht.

Frau Guillois verfiel, als sie sich von dem Freunde verlassen sah, welchem sie ihr Herz ausschütten und ihre Sorgen anvertrauen konnte, in eine Schwermuth, die durch Nichts zu verscheuchen war.

Eine Frau von dem Alter der Mutter des Jägers kann ihren Gewohnheiten nicht ungestraft entsagen, um ein neues Leben zu beginnen, nachdem sie eine anstrengende Reise durch die amerikanische Wildniß gemacht hat.

Wie einfach und anspruchlos auch eine gewisse Klasse der menschlichen Gesellschaft in Europa lebt, so genießt dieselbe doch weit größere Bequemlichkeiten, als man in einem indianischen Dorfe erwarten kann, wo die unentbehrlichsten Gegenstände mangeln und man sich auf das Einfachste angewiesen sieht.

Wenn zum Beispiel eine Frau daran gewöhnt ist, in einem bequemen Lehnstuhle sitzend, am Feuer zu arbeiten, wobei eine wohlverwahrte Stube und hellbrennende Lampe selbstverständlich nicht fehlen darf, wird sie sich nimmermehr damit begnügen können, sie mag sich stellen, wie sie will, auf der harten Erde vor einem qualmenden Feuer zu kauern und in einer Hütte ohne Fenster zu wohnen, die nur das flackernde Licht einer brennenden Fackel erhellt.

Als Frau Guillois sich in Havre einschiffte, hatte sie nur einen Wunsch, ein Ziel, ihren Sohn um jeden

Preis wiederzusehen; vor dieser Rücksicht mußten alle anderen weichen. Sie hatte das behagliche Leben, welches sie genoß, mit Freuden aufgegeben, um den verloren geglaubten Sohn wiederzusehen, der ihrem Herzen Alles war.

Indessen fühlte sie doch trotz ihrer kräftigen Constitution und der fast männlichen Energie ihres Charakters, nachdem sie die Anstrengungen der Ueberfahrt und die nicht minder großen Strapazen einer mehrwöchentlichen zu Pferde zurückgelegten Reise durch die Prairien, während welcher sie nur Wildpret genossen und unter freiem Himmel übernachtet hatten, überstanden, daß ihre Gesundheit gelitten und daß ihre Kräfte sich in dem beständigen Kampfe aufgerieben hatten und sie mußte sich endlich, moralisch und körperlich leidend, wie sie es war, gestehen, daß sie unterliege und ein solches Leben nicht länger ertragen könne.

Sie magerte sichtlich ab; ihre Wangen wurden hohl; ihre Augen sanken immer mehr ein, ihre Nase wurde spitzer, ihr Gesicht bleicher, ihr Blick matter; kurz Alles deutete darauf hin, daß ihre Constitution, welche allen Stürmen bisher so wacker widerstand, rasch zurückging und sie von einer Krankheit verzehrt wurde, welche schon lange in ihr geschlummert hatte und nun ausgebrochen war.

Frau Guillois verblendete sich nicht über ihren Zustand, sondern berechnete kaltblütig und genau den wahrscheinlichen Fortgang desselben, folgte den Fortschritten der Krankheit Schritt für Schritt, und wenn

sie Sonnenstrahl besorgt fragte, was ihr fehle und ob sie leide, antwortete sie mit einem schmerzlichen Lächeln, welches dem zum Tode Verurtheilten, der keine Hoffnung mehr hat, eigen ist, einem Lächeln, das rührender ist, als eine Thräne:

„Es ist Nichts, liebes Kind, ich sterbe."

Sie sagte diese Worte in einem so seltsam sanften und ergebenen Tone, daß der jungen Indianerin die Thränen in die Augen traten und sie sich fortschleichen mußte, um zu weinen.

Eines Morgens, als die Sonne das Dorf hell beschien, der Himmel blau, die Luft lau war, saß Frau Guillois vor ihrem calli und wärmte sich fröstelnd an den letzten Strahlen der Herbstsonne, während sie das Fallen der Blätter, die ein leiser Wind verwehete und in die Ferne jagte, mit trübem, gleichgültigem Blicke verfolgte.

Die Kinder tummelten sich in ihrer Nähe, liefen und jagten sich mit heiterem, silbernem Lachen.

Die Frau des Einhornes kauerte sich neben sie, nahm sie bei der Hand und blickte sie theilnehmend an.

„Ist meiner Mutter heute wohler?" fragte sie mit ihrer klangvollen Stimme, gleich der der mexikanischen Nachtigall.

„Dank, liebe Kleine," antwortete die alte Dame liebevoll, „mir ist wohl."

„Desto besser," erwiederte Sonnenstrahl mit einem reizenden Lächeln, „denn ich habe meiner Mutter eine frohe Nachricht zu überbringen."

„Eine frohe Nachricht!“ rief sie lebhaft aus, indem sie die Indianerin scharf anblickte; „ist mein Sohn etwa gekommen?“

„Dann würde ihn meine Mutter gesehen haben,“ antwortete die Frau mit leisem Vorwurfe.

„Das ist wahr,“ murmelte sie leise; „armer Valentin!“

Sie ließ traurig den Kopf auf die Brust sinken.

Sonnenstrahl blickte sie eine Zeitlang mit sanftem Mitleiden an.

„Will meine Mutter nicht die Nachricht hören, die ich bringe?“ fragte sie.

Frau Guillois seufzte.

„Rede, mein Kind,“ sagte sie.

„Eben ist einer der großen Krieger des Stammes in das Dorf gekommen,“ fuhr die junge Frau fort, „die Spinne nämlich, welche das Dorf vor kaum zwei Tagen verlassen hatte.“

„So!“ sagte die alte Dame gleichgültig, als sie sah, daß Sonnenstrahl inne hielt; wo ist der Häuptling jetzt?“

„Die Spinne sagt, daß das Einhorn mit seinen Kriegern gegenwärtig im Gebirge sei; er hat Koutonepi gesehen.“

„Er hat meinen Sohn gesehen!“ rief Frau Guillois aus, welche wußte, daß die Comanchen Valentin also nannten.

„Er hat ihn gesehen,“ versicherte Sonnenstrahl;

„der Jäger ist mit seinen Freunden auf der Verfolgung der rothen Ceder."

„Und .... — er ist nicht verwundet?" fragte sie angstvoll.

Die junge Dame antwortete mit einer reizenden Geberde:

„Die rothe Ceder ist ein Hund, ein altes feiges Weib, sein Arm ist nicht stark, sein Auge nicht sicher genug, um den großen bleichen Jäger zu verwunden. Koutonepi ist ein gefürchteter Krieger, er verachtet das Geheul der Coyoten."

Frau Guillois lebte bereits lange genug unter den Indianern, um sich an ihre bilderreiche Sprache gewöhnt zu haben; sie drückte der jungen Frau dankbar die Hand.

„Hat Euer großer Krieger meinen Sohn gesehen?" fragte sie lebhaft.

„Ja," erwiederte Sonnenstrahl eifrig, „die Spinne hat den bleichen Jäger gesehen und hat ihn gesprochen. Koutonepi hat ihm ein Halsband für meine Mutter mitgegeben."

„Ein Halsband?" wiederholte sie erstaunt, denn sie verstand die Indianerin nicht, „was soll ich damit anfangen?"

Sonnenstrahl nahm eine ernste Miene an.

„Die Weißen sind große Zauberer," sagte sie, „und können mächtige Medicinen machen, sie theilen sich ihre Gedanken in weite Entfernung mit, indem sie Figuren auf Buchenrinde zeichnen; für sie giebt es keinen

Raum. Will meine Mutter das Halsband, welches ihr Sohn ihr schickt, nicht nehmen?"

„Gieb, gieb her, liebes Kind," rief sie lebhaft aus, „Alles was von ihm kommt, hat Werth für mich."

Die junge Frau zog ein viereckiges Stück Baumrinde aus ihrem buntgestreiften Kattunkleide und reichte es ihr.

Frau Guillois griff neugierig danach. Da sie aus dem Geschenk Nichts zu machen wußte, drehte sie es in den Händen hin und her, indessen Sonnenstrahl sie aufmerksam beobachtete.

Plötzlich verklärte sich das Gesicht der alten Dame und sie stieß einen Freudenschrei aus, sie hatte eben einige Worte bemerkt, die mit der Spitze eines Dolches in die Rinde gegraben waren.

„Meine Mutter ist zufrieden?" fragte Sonnenstrahl.

„Ja, gewiß!" antwortete sie.

Hierauf las sie begierig.

Das Billet war kurz, es enthielt nur wenige Worte, die aber die arme Mutter mit Freude erfüllten, denn sie enthielten sichere Nachrichten von ihrem Sohne.

Valentin schrieb, wie folgt:

„Mutter, sei getrost, meine Gesundheit ist vortrefflich.

„Auf baldiges Wiedersehen!

„Dein Sohn, der Dich liebt,

Valentin."

Es war unmöglich sich kürzer zu fassen.

Aber in der Wildniß, wo die Communikation so erschwert ist, muß man es einem Sohne hoch anrechnen, wenn er, wenn auch nur mit einem Worte, Nachricht von sich giebt.

Frau Guillois war entzückt. Nachdem sie die Zeile, welche ihr Sohn gelesen, wiederholt durchgelesen, wandte sie sich zu der jungen Frau.

„Ist die Spinne ein Häuptling?“ fragte sie.

„Die Spinne ist einer der großen Krieger unseres Stammes,“ antwortete Sonnenstrahl mit Stolz, „das Einhorn setzt großes Vertrauen in ihn.“

„Gut, ich verstehe. Ist er mit einer besonderen Botschaft hergekommen?“

„Das Einhorn hat seinem Freunde aufgetragen, zwanzig erprobte Krieger auszuwählen und sie ihm mitzubringen.“

Frau Guillois kam plötzlich ein Gedanke.

„Liebt mich Sonnenstrahl?“ fragte sie.

„Ich liebe meine Mutter,“ sagte sie mit Empfindung, „ihr Sohn hat mir das Leben gerettet.“

„Langweilt sich meine Tochter nicht, fern von ihrem Manne?“ fuhr die alte Dame fort.

„Das Einhorn ist ein großer Häuptling, wenn er befiehlt, beugt sich Sonnenstrahl und gehorcht, ohne zu murren; der Krieger gleicht dem starken, kühnen Adler, die Frau der schüchternen, furchtsamen Taube.“

Es folgte ein ziemlich langes Schweigen, welches Sonnenstrahl unterbrach, indem sie mit feinem Lächeln sagte:

„Meine Mutter wollte mich Etwas fragen?“

„Wozu, liebes Kind,“ antwortete sie zögernd, „Du würdest ja doch auf meinen Vorschlag nicht eingehen.“

„Meine Mutter glaubt es, weiß es aber nicht gewiß,“ antwortete sie schelmisch.

Die alte Dame lächelte.

„Hast Du denn errathen, was ich sagen wollte?“ erwiederte sie.

„Vielleicht. Meine Mutter spreche sich aus, damit ich sehe, ob ich richtig gerathen habe.“

„Nein, es ist vergebens, ich weiß, daß meine Tochter nicht einwilligen wird.“

Sonnenstrahl schlug ein silberhelles Gelächter auf und schlug vergnügt in ihre kleinen Hände.

„Meine Mutter weiß recht gut, daß ich das nicht thun werde. Warum faßt sie kein Vertrauen zu mir? Hat sie mich schon zuweilen schlecht handeln sehen?“

„Nein, im Gegentheile bist Du stets sanft, zuvorkommend und gut gegen mich gewesen, hast meinen Kummer zu lindern und meine Angst zu beschwichtigen gesucht.“

„Nun, so rede, meine Mutter, da ihr die Ohren einer Freundin offen stehen,“ erwiederte Sonnenstrahl in ruhigem Tone.

„Im Grunde,“ versetzte die alte Dame, welche mit sich zu Rathe zu gehen schien, „ist mein Verlangen billig. Sonnenstrahl ist Mutter?“ fragte sie mit Beziehung.

„Ja,“ antwortete sie lebhaft.

„Liebt meine Tochter ihr Kind?“

Die Indianerin blickte sie verwundert an.

„Giebt es auf der großen Insel der Weißen Mütter, welche ihre Kinder nicht lieben?“ sagte sie; „mein Kind ist mein zweites Selbst, ist es nicht mein Fleisch und Blut? Was giebt es Schöneres für eine Mutter, als ihr Kind?“

„Nichts, das ist wahr!“ seufzte Frau Guillois. „Wenn meine Tochter getrennt von ihrem Kinde wäre, was würde sie thun?“

„Was ich thun würde?“ fragte die Indianerin mit blitzenden Augen, „ich würde zu ihm gehen, wo es auch wäre und wie es auch wäre.“

„Gut,“ sagte die alte Dame erfreut, „auch ich liebe mein Kind, wie meine Tochter weiß; nun, ich will auch hin zu ihm, denn der Gedanke, länger getrennt von ihm zu bleiben, zerreißt mir das Herz.“

„Ich wußte es, es ist natürlich und man kann es nicht ändern; die Blume welkt, wenn man sie vom Stengel reißt, eine Mutter leidet, wenn sie von den Kinde getrennt ist, das sie mit ihrer Milch gesäugt hat. Was denkt meine Mutter zu thun?“

„Ich will sobald wie möglich fort, um meinen Sohn zu umarmen.“

„Das ist nicht mehr als billig. Ich will meiner Mutter helfen.“

„Wie werden wir es anfangen?“

„Das ist meine Sache; die Spinne wird den Rath versammeln, um seinen Auftrag auszurichten und den

Häuptlingen sein Anliegen vorzutragen. Viele unserer jungen Männer sind im Walde verstreut, um Biberfallen aufzustellen und das Elenn zu jagen, zum Unterhalt ihrer Familien."

Das Einhorn wird zwei Tage brauchen, um die zwanzig Krieger zusammenzubringen, die er mit nehmen will; er wird erst bei der dritten Sonne aufbrechen. Meine Mutter sei unbesorgt; ich werde mit der Spinne reden; in drei Tagen reisen wir ab.

Sie umarmte die alte Dame, welche ihre Liebkosungen zärtlich erwiederte, stand auf, und entfernte sich, nachdem sie ihr einen letzten Abschied zugewinkt hatte. Frau Guillois ging mit erleichtertem Herzen in ihren calli zurück; sie hatte sich seit langer Zeit nicht so glücklich gefühlt. Sie hatte ihre Leiden, und die stechenden Schmerzen der Krankheit, welche sie verzehrte, vergessen, und dachte nur an den Augenblick, wo sie ihren Sohn umarmen würde.

Es geschah genau so, wie es Sonnenstrahl vorher gesehen hatte.

Eine Stunde später berief der hachesto mit lautem Geschrei die Häuptlinge in die große Berathungshütte.

Die Berathung dauerte lange, sie zog sich hin bis gegen Anbruch des nächsten Tages.

Man nahm den Vorschlag der Spinne an, und wählte zwanzig Krieger aus, die unter seiner Führung zu dem obersten Häuptling des Stammes ziehen sollten.

Aber die meisten von ihnen waren, wie die junge

Indianerin sehr richtig bemerkt hatte, abwesend; man war genöthigt, ihre Rückkehr zu erwarten.

Während der zwei folgenden Tage hatte Sonnenstrahl häufige Unterredungen mit der Spinne, doch sagte sie kein Wort zu Frau Guillois, sondern begnügte sich, wenn ihr die Mutter des Jägers zu dringende Blicke zuwarf, ihren schlanken Finger auf ihren kleinen Mund zu legen.

Die arme, von der augenblicklichen Spannung aufrecht erhaltene, innerlich aber von verzehrender Fiebergluth untergrabene, Mutter zählte die Stunden mit schwerem Herzen, und sendete die heißesten Gebete zum Himmel, um das Gelingen ihres Planes zu erflehen.

Endlich trat am Abend des zweiten Tages Sonnenstrahl, welche die alte Dame bisher schien gemieden zu haben, entschlossen zu ihr.

„Nun?" fragte die Mutter.

„Wir gehen."

„Wann."

„Morgen zum endit'ha (Tagesanbruch.)

„Hat die Spinne meiner Tochter sein Wort gegeben?"

„Er hat mir es gegeben: meine Mutter halte sich daher bereit."

„Ich bin es."

Die Indianerin lächelte.

„Auf Morgen!" sagte sie.

„Morgen!"

Beim Anbruche des Tages schlossen sich Frau Guillois ,und Sonnenstrahl, verabredetermaßen den zwanzig Kriegern an, die unter der Führung der Spinne dem Einhorne entgegen zogen.

II.

Wie Nathan als Zauberer auftritt.

Obgleich die Spinne in des Wortes verwegenster Bedeutung ein Comanchen=Krieger, das heißt, verwegen, hinterlistig, rasch und grausam war, so schienen ihm doch die Vorschriften der Galanterie nicht ganz fremd zu sein; erstlich hatte er den Vorschlag Sonnenstrahls, sie nebst Frau Guillois zum Einhorne zu führen, bereitwillig angenommen.

Der Indianer, der, wie fast alle seine Landsleute, Valentin großen Dank schuldig war, hatte diese Gelegenheit, ihm gefällig zu sein, mit Freuden ergriffen.

Wenn die Spinne mit seinen zwanzig Kriegern allein gereist wäre, so hätte er dieselbe, nach dem Comanchen=Ausdrucke, zwischen zwei Sonnenuntergängen durchflogen; aber da er zwei Frauen bei sich hatte, von

denen die eine nicht nur alt, sondern auch Europäerin, das heißt mit dem Leben der Wildniß keineswegs vertraut war, so sah er, ohne daß ihn jemand darauf aufmerksam machte, daß er seine Art zu reisen vollständig ändern müsse; denn Frau Guillois wäre lieber gestorben, als daß sie sich beklagt hätte, und nur sie hätte Etwas sagen können.

Die zwei Frauen ritten ein Paar kräftige Pferde, Frau Guillois saß überdies auf einem bequemen, von Pantherfellen gemachten Kissen; man wies ihnen ihre Plätze in der Mitte des Zuges an, welcher, wegen der großen Zahl der Krieger nicht in indianischer Ordnung marschirte.

Man bewegte sich auf solche Weise im Trabe den ganzen Tag weiter. Bei Sonnenuntergang befahl die Spinne das Lager aufzuschlagen.

Er war einer der Ersten, der vom Pferde stieg, und fällte mit seinem Messer mit einigen Hieben eine Menge von Aesten, aus denen er, wie auf einen Zauberschlag eine Hütte für die Frauen flocht, um sie gegen den fallenden Thau zu schützen.

Man zündete die Feuer an, und bereitete das Mahl.

Nach beendeter Tafel überließen sich Alle, außer den Schildwachen der Ruhe.

Nur Frau Guillois konnte nicht schlafen; die Ungeduld erhielt sie wach; sie blieb die ganze Nacht in einem Winkel der Hütte sitzen, und vertiefte sich in ihre Gedanken.

Bei Sonnenaufgang zog man weiter, indessen wurde die Luft, da man sich dem Gebirge näherte, kalt, ein dicker Nebel lag auf der Prairie. Jedermann hüllte sich sorgfältig in seine Pelze, und gegen zehn Uhr Vormittag konnte man dieselben, unter den wärmer werdenden Strahlen der Sonne wieder ablegen.

In manchen Gegenden Amerika's besitzt das Klima die nicht besonders angenehme Eigenthümlichkeit, daß es früh hart und fest friert, Mittags eine drückende Hitze herrscht, und Abends das Thermometer wieder unter Null sinkt.

Der Tag verstrich ohne besonders erwähnenswerthe Ereignisse. Gegen Abend, ohngefähr eine Stunde ehe man für die Nacht Halt machte, entdeckte die Spinne, der als Kundschafter einige hundert Ellen vorausritt, die Spuren von Tritten. Die Fußtapfen waren deutlich, gleichmäßig und tief, schienen daher von einem jungen, kräftigen Manne herzurühren, der das Gehen gewohnt war.

Die Spinne kehrte, ohne ein Wort von seiner Entdeckung zu sagen, zu seiner Truppe zurück.

Sonnenstrahl, neben welcher er eben ritt, schlug ihn auf die Schulter, um seine Aufmerksamkeit zu erwecken.

„Seht doch, Krieger," sagte sie, indem sie mit ausgestrecktem Arme ein Wenig nach links deutete; „ist es nicht, als ob dort ein Mann ginge?"

Der Indianer blieb stehen, legte die Hand über die Augen, um schärfer zu sehen und betrachtete den

Punkt, welchen ihm die Frau gezeigt hatte, mit der größten Aufmerksamkeit. Endlich ging er mit wiederholtem Kopfschütteln weiter.

„Nun, was sagt mein Bruder dazu?" fragte Sonnenstrahl.

„Es ist ein Mann," antwortete er; „von hier aus könnte man ihn für einen Indianer halten, und doch täuscht es, oder ich müßte falsch gesehen haben."

„Wie so?"

„Hört! Ihr seid das Weib des obersten Häuptlings des Stammes, ich kann Euch es daher sagen: darunter steckt etwas Besonderes; ich habe seine Fußtapfen vor Kurzem entdeckt. Aus der Richtung, in welcher sie laufen, geht offenbar hervor, daß sie jenem Manne angehören, um so mehr, als sie so frisch sind, als wären sie eben entstanden."

„Nun?"

„Nun, jene Fußtapfen rühren von keinem Indianer her, sondern im Gegentheile von einem Weißen."

„Das ist in der That seltsam," murmelte die junge Frau plötzlich ernst werdend; „aber seid Ihr Eurer Sache auch gewiß?"

Der Indianer lächelte verächtlich.

„Die Spinne ist ein Krieger," sagte er, „und ein achtjähriges Kind hätte es sehen können. Die Fußbildung ist nach Außen gewendet; die große Zehe schließt sich fest an die vierte an, indessen die große Zehe bei uns bedeutend absteht; kann man sich bei solchen Anzeichen irren, frage ich meine Schwester?"

„Ihr habt Recht," sagte sie, „ich kann es nicht begreifen."

„Und jetzt, wo wir dem Manne etwas näher gekommen sind, könnt Ihr auch seinen Gang bemerken; offenbar sucht er sich zu verbergen; er glaubt, daß wir ihn noch nicht gesehen haben, und handelt dem gemäß. Da bückt er sich hinter dem Lentiskenbaum; jetzt kommt er wieder zum Vorscheine. Seht, er bleibt stehen, sinnt nach, er fürchtet, daß wir ihn gesehen haben und uns seine Bewegungen verdächtig vorgekommen sein könnten."

„Wir müssen auf unserer Hut sein," sagte Sonnenstrahl.

„Ich wache," antwortete die Spinne mit bedeutsamem Lächeln.

Indessen erfüllte sich, was die Spinne vorausgesagt hatte, vollständig. Der Unbekannte hatte sich, nachdem er zu wiederholten Malen sich hinter den Bäumen zu verstecken gesucht, überlegt, daß, wenn er fliehe, ihn diejenigen, welche ihn erblickt hatten, weil sie beritten waren, bald würden eingeholt haben. Er machte daher zu bösem Spiele gute Miene, kehrte eine Strecke um, setzte sich unter einen Tamarindenbaum und erwartete dort, ruhig rauchend, die Ankunft der Reiter, die schnell herankamen.

Je näher die Comanchen dem Manne kamen, um so mehr glaubten sie einen Indianer in ihm zu erkennen.

Als sie endlich nur noch wenig Schritte von ihm

entfernt waren, schwanden alle Zweifel. Der Mann war oder schien einer jener unzähligen, wandernden Zauberer zu sein, die in Far West von einem Indianerstamme zum andern wandern, um die Kranken zu heilen und ihre Zauberkünste zu üben.

In der That war der Mann kein Anderer als Nathan, der Squatter, welchen der Leser schon lange wird erkannt haben.

Nachdem er, seiner Gewohnheit gemäß, dem armen Zauberer, der sich seiner angenommen und vermöge seiner Kunst nicht im Stande gewesen, die niederträchtige Arglist seines Gefährten zu errathen, dadurch gedankt, daß er ihn ermordete, entfernte sich Nathan schleunigst mit dem festen Entschlusse, die feindlichen Reihen zu durchschreiten und in der unerschütterlichen Ueberzeugung, vermöge der Kleidung, in welche er sich gesteckt, glücklich durchzukommen; denn wir wiederholen es, er trug seine Maske mit seltener Zuversicht.

Als er die Reiter erblickte, handelte er dem Sprüchworte gemäß, welches empfiehlt, so lange man Etwas zu fürchten hat, so viel wie möglich Fersengeld zu geben und versuchte zu fliehen. Unglücklicherweise war er zu Fuße von seiner langen Wanderung schon ziemlich ermüdet und befand sich in einer so vollständig baumlosen Gegend, daß er bald einsah, wenn er seine Flucht fortsetze, so würde er unfehlbar verloren sein, indem er Leuten verdächtig vorkäme, die, da sie ihn nicht kannten, kurzen Prozeß mit ihm machen würden, ohne sich um das Weitere zu kümmern. Ferner rech=

nete er auf die bekannte abergläubische Gesinnung der Indianer und auf die bedeutende Keckheit und Schamlosigkeit, die ihm zu Gebote stand, um sie zu hintergehen.

Nathan stellte diese Betrachtungen mit der Schnelligkeit und Sicherheit an, die thätigen Naturen eigen ist; sein Entschluß war augenblicklich gefaßt, er setzte sich daher ruhig unter einen Baum und erwartete die Ankunft der Fremdlinge.

Nathan war übrigens, wie wir vorausschicken müssen, ein Mann von wagehalsiger Keckheit und unerschrockenem Muthe; die kritische Lage, in welche ihn der Zufall plötzlich gebracht, gefiel ihm daher vielmehr, als daß sie ihn erschreckt hätte, und verursachte ihm eine gewisse Aufregung, die für einen Mann seines Schlages nicht ohne Reiz war.

Er befolgte den Grundsatz, bei jeder Gelegenheit seinen Vortheil wahrzunehmen, getreulich, versetzte sich vollständig in seine neue Rolle und als die Indianer vor ihm standen, redete er sie zuerst an.

„Meine Söhne sind willkommen in meinem Lager," sagte er in jenen Kehltönen, welche nur der rothen Menschenrace eigen und den Weißen so schwer nachzuahmen sind; „der Wacondah führt sie her und ich werde mich bemühen, seinem Willen dadurch zu entsprechen, daß ich sie so gut wie möglich aufnehme."

„Ich denke," antwortete die Spinne, indem er ihm forschend ansah, „wir nehmen das Anerbieten unseres Bruders eben so rückhaltlos an, als es uns ge-

macht wird; meine jungen Männer werden bei ihm lagern.

Hierauf ertheilte er seine Befehle, welche sofort vollzogen wurden. Die Spinne errichtete, wie am vorhergehenden Abend, eine Hütte für die Frauen, in welche sich dieselben augenblicklich zurückzogen.

Der Zauberer hatte ihnen einen Blick zugeworfen, vor welchem ihnen schauderte.

Nach beendeter Mahlzeit zündete die Spinne seine indianische Pfeife an und setzte sich neben den Zauberer. Er wollte mit ihm plaudern und suchen nicht seinen Verdacht, sondern seinen Zweifel aufzuklären.

Nathan blickte, indem er seine Pfeife mit all' dem Ernste rauchte, welchen die Rothhäute bei diesem Geschäfte zeigen und sich in dichte Rauchwolken hüllte, den Indianer verstohlen von der Seite an und beobachtete die Bewegungen desselben, obgleich er sich den Anschein gab, sich gar nicht um ihn zu kümmern.

„Ist mein Vater auf der Reise?“ fragte die Spinne.

„Ja,“ antwortete der angebliche Zauberer lakonisch.

„Seit lange?“

„Seit acht Monden.“

„Uah!“ rief der Indianer erstaunt aus; „wo kommt mein Vater her?“

Nathan nahm sein Pfeifenrohr aus dem Munde, machte eine geheimnißvolle Miene und antwortete in feierlichem, zurückhaltendem Tone:

„Der Wacondah ist allmächtig und diejenigen,

mit welchen der Herr des Lebens redet, bewahren seine Worte in ihrem Herzen."

„Richtig!" antwortete die Spinne mit einer Verbeugung, obgleich er die Worte nicht verstand.

„Mein Sohn ist einer der Krieger der gefürchteten Königin der Prairie, ein Sohn der Comanchen?" fuhr der angebliche Zauberer fort.

„Ich bin allerdings ein Comanchen-Krieger."

„Befindet sich mein Sohn auf dem Pfade der Jagd?"

„Nein, ich verfolge gegenwärtig den Kriegspfad."

„Uah! Hofft mein Sohn denn, einen großen Mediciner hintergehen zu können? Was redet er für Worte vor mir?"

„Meine Worte sind wahr; mein Blut fließt klar wie Wasser in meinen Adern, es ist noch keine Lüge über meine Lippen gekommen, mein Herz haucht meinem Munde nur die Wahrheit ein," antwortete die Spinne mit einem Anfluge von Hochmuth, denn er fühlte sich innerlich verletzt wegen des Verdachtes, welchen der Zauberer ausgesprochen hatte.

„Gut, ich will Euch glauben," fuhr dieser fort; „aber seit wann führen die Comanchen ihre Frauen bei sich, wenn sie dem Kriegspfade folgen?"

„Die Comanchen sind Herren ihrer Handlungen, und Niemand hat das Recht, sie zur Verantwortlichkeit zu ziehen."

Nathan sah ein, daß er einen falschen Weg eingeschlagen hatte und sich den Mann verfeinden werde,

wenn er auf demselben beharre. Er änderte daher seine Politik.

„Ich maße mir weniger als irgend Jemand das Recht an, die Handlungen der Krieger zu richten," antwortete er sanft; „bin ich doch ein Mann des Friedens."

Die Spinne lächelte verächtlich.

„In der That," versetzte er in heiterem Tone, „die großen Mediciner, wie mein Vater, sind wie die Weiber, sie leben sehr lange; der Wacondah beschützt sie."

Der angebliche Zauberer hütete sich wohl, die in der Antwort enthaltene Bitterkeit aufzustechen.

„Kehrt mein Sohn in sein Dorf zurück?"

„Nein," antwortete Jener; „ich ziehe im Gegentheile dem obersten Häuptlinge meines Stammes entgegen, der mit seinen berühmtesten Kriegern einen Zug unternommen hat."

„Welchem Stamme gehört mein Sohn an?"

„Dem Stamme des Einhornes."

Nathan schauderte innerlich, doch blieben seine Züge ruhig.

„Uah!" erwiederte er, „das Einhorn ist ein großer Häuptling, sein Ruf ist über die ganze Erde verbreitet. Welcher Krieger in der Prairie dürfte es wagen, sich mit ihm zu messen?"

„Mein Vater kennt ihn?"

„Ich habe nicht die Ehre, obgleich ich es oft ge-

wünscht habe. Bisher ist es mir aber nicht gelungen, dem berühmten Häuptling zu begegnen."

„Das ist das Wenigste; ich will ihn, wenn es mein Vater wünscht, mit ihm bekannt machen."

„Es würde mich sehr glücklich machen, aber der Auftrag, welchen mir der Wacondah gegeben, erheischt meine Gegenwart weit von hier. Die Zeit drängt mich und ich darf, so gern ich es auch möchte, keinen Umweg machen."

„Gut! Das Einhorn ist kaum drei Stunden Wegs von hier entfernt; wir werden sein Lager morgen früh zeitig erreichen."

„Wie kommt es, daß mein Sohn, der mir ein vorsichtiger Krieger zu sein scheint, sich hier gelagert hat, da er doch so nahe vor seinem Häuptlinge ist."

In dem Herzen des Indianers war jeder Zweifel verschwunden, er antwortete daher dieses Mal offen und ohne zu versuchen, die Wahrheit zu verbergen, ohne allen Rückhalt.

„Mein Vater hat Recht; wahrscheinlich würde ich meine Reise bis zum Lager des Anführers fortgesetzt haben, welches ich gewiß heute Abend, noch ehe das Käuzchen sein Lied anstimmte, würde erreicht haben, aber die zwei Frauen, welche bei mir sind, haben mich aufgehalten und genöthigt, so zu handeln, wie ich es gethan habe."

„Mein Sohn ist jung," antwortete Nathan mit einschmeichelndem Lächeln.

„Mein Vater irrt sich, jene Frauen sind mir

heilig, ich liebe und achte sie; die eine ist die Frau des Einhornes, die zu ihrem Manne geht; die zweite ist ein Bleichgesicht, ihre Haare sind weiß, wie die Wolken, die, vom Abendwinde getrieben, über unserem Kopfe vorüberziehen; ihr Körper beugt sich unter der Last der Winter, sie ist die Mutter eines großen Jägers der Bleichgesichter, ein Adoptivsohn unseres Stammes, dessen Namen mein Vater gewiß hat nennen hören."

„Wie heißt der Jäger?"

„Koutonepi."

Bei der Nennung dieses Namens, auf welchen er doch vorbereitet sein mußte, schrak Nathan unwillkürlich so heftig zusammen, daß es die Spinne bemerkte.

„Ist Koutonepi etwa ein Feind meines Vaters?" fragte er erstaunt.

„Im Gegentheile," versetzte Nathan schnell; „diejenigen, welche unter dem Schutze Wacondah's stehen, haben, wie mein Vater wissen wird, keine Feinde; nur die Freude hat mir die Erschütterung verursacht, welche mein Sohn bei Nennung dieses Namens bemerkt hat."

Mein Vater muß wichtige Gründe haben, eine so große Ueberraschung an den Tag zu legen.

„Die habe ich in der That," antwortete der vermeintliche Zauberer mit geheuchelter Begeisterung: „Koutonepi hat meiner Mutter das Leben gerettet."

Er brachte diese Lüge mit so unnachahmlicher Sicherheit vor, daß ihm der Indianer glaubte und sich vor dem angeblichen Zauberer ehrerbietig verneigte.

„In dem Falle," sagte er, „wird mein Vater sicher=

lich nicht einen kleinen Umweg scheuen, um denjenigen zu sehen, welchem er zu großem Danke verpflichtet ist; denn wahrscheinlich werden wir Koutonepi im Lager des Einhornes treffen."

Nathan schnitt ein Gesicht; es war ihm ergangen, wie es allen Betrügern ergeht, die, um sicherer zu täuschen, zu weit gehen, und sich dadurch in Verlegenheit bringen; jetzt sah er ein, daß er, wenn er nicht von Neuem Verdacht erwecken wollte, die Consequenzen seiner Lüge auf sich nehmen und um jeden Preis nun darauf eingehen müsse.

Der Amerikaner besann sich nicht lange, sondern hoffte auf seinen guten Stern, um wieder aus der Klemme, in welche er gerathen, heraus zu kommen. Der Zufall ist ausschließlich der Gott der Gauner; auf ihn verlassen sie sich, und wir müssen gestehen, daß er ihr Vertrauen selten täuscht.

„Ich werde meinen Sohn nach dem Lager des Einhornes begleiten," sagte er.

Die zwei Männer unterhielten sich noch eine Zeit lang mit einander.

Endlich, als es vollkommen Nacht geworden, nahm die Spinne Abschied von dem Zauberer, und legte sich, wie er es während der ganzen Reise gethan, quer vor den Eingang zu der Hütte, wo die zwei Frauen schliefen, und schlummerte bald ein.

Als sich Nathan allein am Feuer sah, blickte er sich forschend um.

Die Schildwachen standen wie Statuen auf ihre langen Lanzen gestützt, unbeweglich da, und wachten.

Die Flucht war unmöglich.

Der Amerikaner stieß einen Seufzer des Bedauerns aus, wickelte sich in seinen Mantel von Bisamfell, streckte sich neben dem Feuer auf die Erde, und murmelte.

„Bah! morgen ist es hell. Da es mir gelungen den da zu hintergehen, warum sollte es mir mit den Uebrigen nicht ebenfalls glücken?“

Hierauf überließ er sich dem Schlafe.

III.

Die weiße Gazelle.

Die Nacht verging ruhig. Sobald die Sonne am Himmel aufstieg, war im Lager Alles in Bewegung und traf die Vorbereitungen zur Abreise.

Man sattelte die Pferde, bildete die Reihen, die zwei Frauen traten aus der Hütte, nahmen ihren Platz in der Mitte des Zuges ein und nun harrte man nur noch des Befehles des Anführers, um aufzubrechen.

Nathan griff, seiner Rolle als Zauberer eingedenk,

nach seiner Flasche, füllte sie mit Wasser, tauchte einen Wermuthzweig hinein und spritzte damit nach den vier Weltgegenden, indem er geheimnißvolle Worte dazu murmelte, um den bösen Geist zu vertreiben, dann spritzte er den Inhalt der Flasche nach der Sonne, wo er bald in bedeutender Höhe verschwand, und rief dabei mit lauter Stimme zu drei verschiedenen Malen:

„Sonne, nimm diese Gabe; blicke uns freundlich an, wir sind Deine Kinder."

Sobald diese Feierlichkeit vorüber war, brachen die Indianer vergnügt auf.

Der Anruf des Zauberers hatte sie um so mehr erfreut, als im Augenblicke der Abreise vier Adler mit kahlen Köpfen ihre breiten Schwingen ausgebreitet hatten und zur Rechten langsam zur Sonne emporgestiegen waren, wo sie bald in bedeutender Höhe verschwanden.

Die Vorbereitungen waren daher die allergünstigsten und die abergläubischen Comanchen betrachteten den Zauberer mit ehrfurchtsvollen Blicken.

Indessen bewahrten zwei Personen von der Gesellschaft ein unüberwindliches Vorurtheil gegen ihn.

Die zwei Personen waren Sonnenstrahl und die Mutter des Jägers.

Sie richteten unwillkürlich ihre Blicke immer wieder auf den Zauberer, der sich der heimlichen Beobachtung, deren Gegenstand er war, bewußt, in ehrfurchtsvoller Ferne hielt, an der Spitze des Zuges an der Seite der Spinne ging und sich flüsternd mit demselben unterhielt, um ihn neben sich fest zu halten und zu ver=

hindern, zu den Frauen zurückzukehren, welche ihm ihr Mißtrauen hätten mittheilen können.

Die Truppe bewegte sich mitten in einer großartigen und imponirenden Landschaft im Trabe weiter. Hin und wieder erhoben sich Felsstücke in der Ebene, deren Gestalt kreisförmig war und die eine Höhe von vier ja fünf hundert Fuß hatten.

Im Westen ragten die letzten Spitzen der Sierra de los Comanches empor, in deren Mitte sich die Reisenden befanden. Die kahlen Höhen erhoben ihre schneebedeckten Häupter in den Himmel und erstreckten sich immer weiter nach Norden hin, bis das Auge nur noch einen leichten Nebel wahrnehmen konnte, den ein unerfahrenes Auge für Wolken angesehen hätte, in welchem die Comanchen aber sehr gut die Fortsetzung des Felsengebirges erkannten.

Zur Linken der Karavane und dicht zu ihren Füßen breitete sich die Wildniß in unabsehbare Ferne hinaus, und war am fernen Horizonte von einem anderen weißen Dunststreifen begrenzt, der kaum erkennbar war, und die Stelle andeutete, wo sich die Kette des Felsengebirges hinzog.

Die Indianer stiegen auf fast unwegsamen Pfaden allmälig höher, auf denen ihre Pferde aber so sicher weiter schritten, daß sie so zu sagen im Boden Wurzel zu fassen schienen, so fest war ihr Schritt.

Je höher man in das Gebirge stieg, je kälter wurde die Luft; endlich traten sie um neun Uhr früh, nachdem sie einen tiefen Hohlweg durchschritten, dessen

hohe Seitengründe ihnen alle Aussicht benahmen, in eine lachende Ebene, die ohngefähr eine Stunde lang war und in deren Mitte sich die Hütten des Lagers des Einhornes erhoben und die Feuer ihren Rauch emporwirbelten.

Sobald die Vedetten das Nahen der Truppe der Spinne verkündeten, stiegen ohngefähr sechzig Krieger auf ihre Pferde und ritten ihnen mit zierlichen Sprüngen, lautem Geschrei und Flintenschüssen entgegen, die ihre Pferde gleichfalls tummelten und ihnen mit Geschrei und lautem Pfeifen auf ihren Kriegspfeifen antworteten.

Sie zogen unter solchen Freudenbezeugungen in das Lager des Einhornes und schritten auf die Hütte desselben zu.

Der Häuptling, welcher von der Ankunft der erwarteten Verstärkung bereits unterrichtet war, stand mit gekreuzten Armen aufrecht vor seiner Hütte, zwischen dem totem und dem großen calumet.

Das Einhorn hatte die Krieger mit einem raschen Blicke gemustert und die beiden Frauen und den fremden Zauberer bemerkt, die sie mit sich brachten. Er stellte sich aber, als habe er Nichts gesehen, seine Miene verrieth keine Bewegung, er wartete ruhig, bis ihm die Spinne Bericht erstattet hatte.

Der Comanchen-Krieger stieg vom Pferde, warf einem seiner Begleiter die Zügel seines Pferdes zu, kreuzte die Arme über der Brust, ging, sich bei jedem Schritte verbeugend, weiter und grüßte, als er sich in

geringer Entfernung vom Sachem befand, ein letztes Mal, worauf er sagte:

„Die Spinne hat seinen Auftrag vollzogen und hat die Füße der Gazelle angenommen, um desto eher wieder da zu sein.“

„Die Spinne ist ein erfahrener Krieger, in welche ich volles Vertrauen setze. Bringt er mir die Anzahl Krieger, welche ich dem Volke abverlangt hatte?“ antwortete das Einhorn.

„Die Aeltesten haben sich um das Berathungsfeuer versammelt und den Worten der Spinne ihr Ohr geliehen; die zwanzig Krieger stehen vor Muth glühend dort und sind stolz darauf, einem so gefürchteten Häuptlinge, wie meinem Vater, auf dem Kriegspfade folgen zu können.“

Das Einhorn lächelte stolz über dieses Compliment; doch nahm er fast augenblicklich die starre Miene wieder an, welche er gewöhnlich zu zeigen pflegte.

„Ich habe den Gesang des Centzonlte gehört und mein Ohr ist erfüllt von dem Wohllaute seiner Lieder. Habe ich mich getäuscht, oder hat er wirklich sein Nest im dichten Laube der Eichen und Cypressen jenes Thales erbaut?“

„Mein Vater hat sich geirrt; was er gehört hat war nicht das Lied der Nachtigall, sondern die Stimme der Freundin seines Herzens, dessen Klang zu seinem Herzen gedrungen ist und es erbeben macht,“ flüsterte Sonnenstrahl leise, indem sie schüchtern vortrat.

Der Häuptling betrachtete seine Frau mit einer Mischung von Zärtlichkeit und Strenge.

„Seele meines Lebens,“ sagte er zu ihr, „warum hast Du das Dorf verlassen? Ist Dein Platz hier in der Mitte der Krieger? Soll das Weib eines Häuptlings unaufgefordert den Kriegspfad betreten?“

Die junge Frau schlug die Augen nieder, zwei Thränen zitterten schüchtern an ihren langen Wimpern.

„Das Einhorn ist streng gegen seine Frau,“ antwortete sie betrübt; „der Winter kommt mit schnellen Schritten heran, die hohen Bäume haben ihren Blätterschmuck verloren, der Schnee fällt hoch und dicht auf die Berge und Sonnenstrahl ist besorgt in ihrer einsamen Hütte; schon seit mehreren Monden hat sich der Häuptling entfernt und seine Frau allein gelassen, sie hat den Geliebten wiedersehen wollen.“

„Sonnenstrahl ist das Weib eines Häuptlings; ihr Herz ist stark; sie ist oft vom Einhorne getrennt gewesen und hat stets seine Rückkehr erwartet, ohne sich zu beklagen: warum handelt sie heute anders?“

Die junge Frau ergriff die Hand der Frau Guillois.

„Die Mutter Koutonepi's hat gewünscht, ihren Sohn wiederzusehen,“ antwortete sie einfach.

Das Gesicht des Einhornes heiterte sich auf und sein Ton wurde sanfter.

„Die Mutter meines Bruders ist willkommen im Lager des Einhornes,“ sagte er, indem er sich höflich vor der alten Dame verneigte.

„Ist mein Sohn nicht bei Euch, Häuptling?“ fragte sie angstvoll.

„Nein, doch kann meine Mutter ruhig sein; sie wird ihn, wenn sie es wünscht, vor Ablauf von zwei Sonnen sehen.“

„Ich danke Euch, Häuptling.“

„Ich werde einen Krieger aussenden, der Koutonepi von der Gegenwart seiner Mutter in unserer Mitte benachrichtigen soll.“

„Ich will gehen,“ sagte die Spinne.

„Gut; das ist also abgemacht. Meine Mutter mag in meine Hütte treten, um der nothwendigen Ruhe zu pflegen.“

Die zwei Frauen entfernten sich.

Es stand nur noch eine Person vor dem Einhorne, nämlich der Zauberer.

Die zwei Männer blickten sich scharf und forschend an.

„Welcher glückliche Zufall führt meinen Vater in mein Lager?“ sagte der Häuptling.

„Die Abgesandten Wacondah's gehen, wohin er ihnen befiehlt, ohne zu suchen, seinen Willen zu erforschen,“ antwortete Nathan kurz.

„Sehr richtig,“ erwiederte der Häuptling; „was wünscht mein Vater?“

„Ein Unterkommen für eine Nacht.“

„Wir gewähren sogar unseren Feinden Gastfreundschaft in der Wildniß; kennt mein Vater denn die Sitten der Prairie nicht, daß er mich darum an-

spricht?" fragte der Häuptling mit einem mißtrauischen Blicke.

Nathan biß sich auf die Lippen.

„Mein Vater hat den Sinn meiner Worte mißverstanden," antwortete er.

„Gleichviel," versetzte das Einhorn in festem Tone, „der große Mediciner wird die Nacht im Lager bleiben; ein Gast ist den Comanchen heilig, und nur die Verräther werden, sobald sie entlarvt sind, nach Verdienst von ihnen bestraft. Mein Vater kann sich entfernen."

Nathan schauderte bei diesen Worten innerlich zusammen, denn der Häuptling schien andeuten zu wollen, daß er Verdacht habe und ihn seine Verkleidung nicht so vollständig sicher stelle, als er geglaubt hatte. Er verschloß indessen seine Befürchtungen in seinem Herzen und bewahrte seine äußerliche Ruhe.

„Ich danke," sagte er mit einer Verbeugung.

Das Einhorn erwiederte dasselbe und wandte ihm dann den Rücken.

„Hm!" dachte der Amerikaner, „am Ende habe ich doch Unrecht gehabt, mich unter die Satane zu wagen; der Basiliskenblick jenes verwünschten Häuptlings schien in meinen Gedanken zu lesen. Ich muß auf meiner Hut sein."

Unter solchen Betrachtungen entfernte sich Nathan langsam mit stolzer Haltung, als ob er mit dem Empfange des Einhornes sehr zufrieden wäre.

In demselben Augenblicke sprengte ein Reiter mit verhängtem Zügel in das Thal; er ritt dicht an dem

Amerikaner vorüber und wechselte einen Blick mit ihm. Ihre Augen begegneten sich.

Nathan erbebte.

„Wenn sie mich erkannt hat, bin ich verloren," sagte er.

Der Reiter war niemand anderes, als die weiße Gazelle; die Comanchen begrüßten sie, wo sie vorüberkam; sie ritt auf die Hütte des Einhornes zu.

„Ich befinde mich geradezu im Rachen des Wolfes," fuhr Nathan fort, „mein Uebermuth wird mich in's Verderben stürzen. Es giebt einen Zug, welchen der Mensch nicht verstellen kann, das ist der Blick; die Gazelle kennt mich zu gut, um sich täuschen zu lassen; wenn es noch Zeit ist, werde ich versuchen zu fliehen."

Nathan war ein zu unerschrockener Mann, um sich so leicht schrecken zu lassen, er verschwendete keinen Augenblick mit leeren Klagen, sondern berechnete im Gegentheile in einigen Sekunden die Aussicht auf Rettung, die ihm etwa noch blieb, mit der Geistesgegenwart, welche die Muthigen im Augenblicke der Gefahr besitzen, und bereitete sich auf einen verzweifelten Kampf vor. Er wußte zu gut, welche grausame Qualen seiner harrten, um nicht entschlossen zu sein, sein Leben auf das Aeußerste zu vertheidigen.

Er setzte seine Schritte auf dem einmal eingeschlagenen Wege ohne Aufenthalt, doch in derselben Weise fort, wie anfangs, und erwiederte die Grüße der Krieger, an denen er vorüber kam.

Er gelangte auf diese Weise unangefochten bis an

das Ende des Lagers. Er wagte nicht, sich umzusehen, um zu wissen, was hinter ihm vorging, doch fing sein wachsames Ohr jeden verdächtigen Laut auf, seine Befürchtungen schienen durch Nichts bestätigt zu werden, denn es herrschte fortwährend die gewohnte Ruhe im Lager.

„Ich habe mich geirrt," flüsterte er, „sie hat mich nicht erkannt, meine Verkleidung ist gelungen und ich habe mich ohne Grund geängstigt, vielleicht ist es klüger, wenn ich bleibe. Aber nein," fügte er nach kurzem Bedenken hinzu, „ich bin auf keinen Fall sicher hier."

Er that einen Schritt weiter, um in den Wald zu treten. In dem Augenblick stützte sich eine Hand schwer auf seine Schulter.

Er blieb sofort stehen und wandte sich um.

Die Spinne stand neben ihm.

„Wohin geht denn mein Vater?" fragte der Krieger spöttisch mit halb treuherziger, halb verschmitzter Miene, die wohl geeignet war, die Befürchtungen des Amerikaners zu bestätigen; „ohne Zweifel irrt er sich?"

„Wie so?" antwortete Nathan, der nach Fassung rang.

„Dort, wo mein Vater hingeht, hört das Lager auf."

„Nun?"

„Hat mein Vater den Sachem nicht um Gastfreundschaft angesprochen?"

„Ja, freilich."

„Nun, warum geht er dann fort?"

„Wer sagt Euch, daß ich fortgehe, Krieger?“

„Mich will bedünken, daß der Weg, welchen Ihr eingeschlagen habt, nach dem Walde führt.“

„Das weiß ich recht gut, ich gehe ja eben in den Wald, um magische Kräuter zu sammeln, aus welchen ich eine große Medicin zu bereiten gedenke, die ich dem Häuptlinge verehren will, um ihn unverwundbar zu machen.“

„Uah!“ rief der Indianer mit weit aufgerissenen Augen aus; „wenn Ihr ihm das sagt, wird er Euch hingehen lassen, wohin Ihr wollt.“

„Wie? Bin ich denn ein Gefangener?“

„Keineswegs; es ist nur Befehl gegeben worden, daß Niemand das Lager ohne Erlaubniß verlassen solle; und da Ihr nicht daran gedacht habt, Euch von dieser Verpflichtung frei sprechen zu lassen, sehe ich mich zu meinem Bedauern gezwungen, Euch derselben zu unterwerfen.“

„Sehr wohl! Ich bleibe, werde mir aber merken, auf welche Weise die Comanchen das Gastrecht üben.“

„Mein Vater hat Unrecht, wenn er also spricht und die Ehre unseres Volkes heischt, daß diese Angelegenheit unverzüglich geschlichtet werde. Mein Vater wird mich zu dem Häuptlinge begleiten; ich bin überzeugt, daß nach einer kurzen Erklärung jedes Mißverständniß zwischen uns aufhören wird.“

Nathan witterte Verrath; die Spinne sprach in einem scheinheiligen Tone zu ihm, der nicht dazu diente ihn zu beruhigen.

Der Vorschlag, welchen man ihm machte, gefiel ihm keineswegs; da er aber nicht der Stärkere war und ihm kein Ausweg offen stand, verstand er sich mit großem Widerstreben dazu, der Spinne zu folgen und nach der Hütte des Einhornes zurückzukehren.

„Vorwärts!“ sagte er zu dem Indianer.

Nathan folgte der Spinne schweigend.

Das Einhorn saß vor seiner Hütte, umringt von den angesehensten Häuptlingen; neben ihm stand die weiße Gazelle, auf den Lauf ihrer Büchse gelehnt, deren Kolben auf die Erde gestützt war.

Die Indianer verriethen, als der angebliche Zauberer nahete, weder durch Mienen noch Geberden, daß sie wußten, wer er sei.

Der Amerikaner blickte sich verstohlen im Kreise um.

„Ich bin geliefert!“ flüsterte er leise, „sie sind zu ruhig.“

Trotzdem stellte er sich mit über der Brust gekreuzten Armen vor sie hin und wartete.

Die weiße Gazelle erhob jetzt den Kopf, blickte ihn mit unversöhnlichem Hasse an und sagte in einem Tone, vor welchem ihm das Blut in den Adern erstarrte.

„Nathan, die Häuptlinge verlangen, daß Ihr eines jener Wunder vollbringt, welche die Zauberer ihres Stammes verstehen und mit denen sie so freigebig sind.“

Aller Augen hefteten sich neugierig auf den Amerikaner. Jeder antwortete auf seine Antwort, um zu sehen, ob er beherzt oder feige sei.

„Die Comanchen sind Hunde und alte Weiber, die von den Jägern meines Volkes mit Peitschenhieben vertrieben werden. Sie dünken sich so schlau und doch hat sie ein Weißer überlistet und, der Teufel soll mich holen, wenn sie mich ohne Deine Hülfe, Nina, erkannt hätten," antwortete er, ihre Absicht errathend, achselzuckend in verächtlichem Tone.

„So gesteht Ihr ein, daß Ihr kein indianischer Zauberer seid?"

„Freilich, bei Gott! Das indianische Fell, welches ich überzogen habe, stinkt zu sehr und lastet zu schwer auf meinen Schultern; ich werfe es ab, um wieder ich selbst zu sein, was ich besser gethan hätte zu bleiben."

Die weiße Gazelle wendete sich lächelnd zu dem Einhorne.

„Der Häuptling sieht," sagte sie.

„Ich sehe," erwiederte er; hierauf wendete er sich zu dem Amerikaner und fragte: „Ist mein Bruder ein Krieger bei seinem Volke?"

Dieser schlug ein Hohngelächter auf.

„Ich bin," antwortete er keck, „der Sohn der rothen Ceder, der bittere Feind Eures verfluchten Volkes, mein Name ist Nathan. Macht mit mir, was Ihr wollt, Ihr Hunde, Ihr werdet meinem Munde keine Klage, meinen Augen keine Thräne, meiner Brust keinen Seufzer erpressen können."

Ein Gemurmel der Befriedigung durchlief bei diesen hochmüthigen Worten die Reihen der Häuptlinge.

„Ah!“ sagte das Einhorn, welchem die weiße Gazelle einige Worte in's Ohr geflüstert hatte, „was veranlaßte den Sohn der rothen Ceder in das Lager der Comanchen zu kommen?“

„Das würde mir schwer fallen, zu sagen, Häuptling,“ antwortete der junge Mann unumwunden. „Ich suchte Euch nicht, sondern wollte Eure Reihen blos durchschreiten, um zu entkommen.“

Ein ungläubiges Lächeln schwebte auf den Lippen der weißen Gazelle.

„Hält uns Nathan für Kinder, die man mit solchen Mährchen blenden kann?“ sagte sie.

„Glaubt was Ihr wollt, das gilt mir gleich; ich habe die Wahrheit gesagt.“

„Ihr werdet uns nimmermehr einreden, daß Ihr Euch unter dieser Verkleidung unter Eure Feinde begeben habt, ohne es zu wissen.“

„Da bist Du auf der rechten Fährte, Nina, by God! Das Eine ist, wie mir scheint, nicht wunderbarer wie das Andere. Uebrigens hat der Zufall Alles gefügt, dabei bleibe ich.“

„Hm! Das ist nicht sehr wahrscheinlich; vermuthlich befinden sich Euer Vater und Eure Brüder in Folge desselben Zufalles hier in der Nähe, nicht wahr?“

„Was das betrifft, so soll mich der Teufel auf der Stelle erwürgen, wenn ich gegenwärtig weiß, wo sie sind.“

„Ich war auf eine solche Antwort von Euch ge=

faßt; unglücklicherweise sind Krieger nach allen Richtungen ausgeschickt worden und sie werden dieselben bald finden."

„Das glaube ich nicht. Ueberdies frage ich auch nicht danach; um so besser für sie, wenn sie entkommen, um so schlimmer, wenn sie in Eure Hände fallen!"

„Es ist überflüssig, nicht wahr, Euch zu sagen, welches Schicksal Eurer harrt?"

„Ich weiß es längst; wahrscheinlich werden sich die würdigen Rothhäute damit unterhalten, mich lebendig zu schinden, mich bei langsamen Feuer zu braten, oder auf eine andere gleich liebenswürdige Weise mit mir zu verfahren. Glück zu!"

„Würdet Ihr Euch nicht entschließen, wenn man Euch das Leben schenkte, zu entdecken, wo sich Euer Vater und Eure Brüder nebst Eurem würdigen Freunde Fray Ambrosio aufhalten?"

„Nein wahrhaftig! Seht ich gebe zu, daß ich ein gesetz- und gewissenloser Räuber bin; aber ich bin weder ein Angeber noch ein Verräther, Nina. Richtet Euch danach und wenn Euch verlangt einen Menschen wacker sterben zu sehen, so rathe ich Euch, meinem Tode beizuwohnen."

„Nun?" fragte das Einhorn das junge Mädchen.

„Er will nicht reden," antwortete sie. „Vielleicht wird er, trotzdem er das Gegentheil versichert und große Entschlossenheit zeigt, durch die Qualen, welche Ihr ihm bereitet, nachgiebiger und vermocht werden zu reden."

„Meine Schwester ist also der Ansicht, daß ....." sagte der Häuptling.

„Meine Ansicht," unterbrach sie ihn rasch, „ist, daß man ihm kein Erbarmen zeige, wie er auch gegen Andere erbarmungslos gewesen."

„Gut!"

Das Einhorn winkte und deutete auf den Amerikaner.

„Führt den Gefangenen fort," sagte er, „und bereitet Alles zur Marter vor."

„Ich danke Euch!" sagte Nathan, „Ihr laßt mich wenigstens nicht lange schmachten, das ist ein Trost."

„Warte die erste Probe ab, ehe Du Dich freuest," versetzte die weiße Gazelle ironisch.

Nathan antwortete nicht, sondern pfiff zwischen den Zähnen, während ihn zwei Krieger fortführten..

Diese banden ihn fest an den Stamm eines Ahornbaumes, und ließen ihn allein, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß er sich nicht bewegen könne und folglich keinen Versuch machen werde zu entfliehen.

Der junge Mann blickte ihnen nach, ließ sich dann auf den Boden nieder, indem er sorglos murmelte:

„Die Verkleidung war doch gut; ohne jene Teufelin von einem Weibe, wäre ich gewiß unerkannt geblieben."

IV.

Wie sich Nathan hervorthut.

Die rothe Ceder hatte von der Höhe des Baumes auf welchem er stand, herab, seinen Sohn am Baumstamme festbinden sehen.

Dieser Anblick fesselte ihn auf der Stelle; er fand, daß er über dem Lager der Comanchen schwebe, was entschieden eine höchst gefährliche Stellung war, indem ihn das geringste Geräusch verrathen und verderben mußte.

Fray Ambrosio und Sutter traten einer nach dem anderen vor, bogen die Zweige zurück und blickten auf Nathan hinunter, der sicherlich weit entfernt war zu ahnen, daß diejenigen, welche er erst am vergangnen Tage verlassen hatte, ihm so nahe seien.

Unterdessen senkte sich die Dunkelheit allmälig auf die Lichtung hernieder und bald waren alle Gegenstände in der Finsterniß verschwunden, welche durch die brennenden Fackeln, die in gemessenen Entfernungen standen und ein unsicheres Licht verbreiteten, nur noch bemerkbarer wurde.

Der Squatter liebte seinen Sohn nicht: es war ein Mensch der unfähig war zweierlei Neigungen zu gleicher Zeit zu hegen: er hatte seine ganze Fähigkeit zu lieben auf Ellen übergetragen. Es galt daher seinem

Vaterherzen ziemlich gleich, ob Nâthan lebte oder starb; aber in der Lage, in welche ihn sein Unstern versetzt hatte, beklagte er seinen Sohn, als einen treuen Gefährten, einen entschlossenen Menschen, guten Schützen, kurz einen Mann, auf welchen man bei einem Kampfe zählen konnte.

Es würde überflüssig sein, hier abermals auf den entschlossenen Charakter der rothen Ceder zurückzukommen, indem derselbe dem Leser schon bekannt ist.

Bei gegenwärtiger Gelegenheit hatte er einen sonderbaren Einfall; und er war sofort entschlossen, denselben trotz aller Hindernisse durchzuführen.

Die rothe Ceder wollte seinen Sohn befreien; nicht aus väterlicher Liebe, wir wiederholen es, sondern um einen guten Schützen mehr zu besitzen, für den allerdings wahrscheinlichen Fall, daß er genöthigt werde, sich zu schlagen.

Es war aber keine leichte Aufgabe Nathan zu befreien. Der junge Mann war weit entfernt zu ahnen, daß in dem Augenblicke, wo er dem sicheren Tode entgegenzugehen glaubte, sein Vater alle Vorbereitungen zu seiner Flucht traf. Dieser Umstand konnte das Gelingen des kühnen Handstreiches, welchen er im Schilde führte, hindern.

Jener rief, ehe er zur Ausführung seines Planes schritt, seine beiden Begleiter zu sich und theilte ihnen seine Idee mit.

Sutter, der eben so unternehmend und keck war, wie sein Vater, zollte derselben seinen Beifall; das kühne

Unternehmen schien ihm ganz einfach, ein guter Streich gegen seine Feinde die Rothhäute zu sein, und er freute sich weniger darauf, seinen Bruder zu befreien, als auf die Gesichter, welche sie schneiden würden, wenn sie kämen, um ihn zum Tode zu führen und ihn nicht mehr fänden.

Fray Ambrosio indessen faßte die Sache ganz entgegengesetzt auf; er meinte, ihre Lage sei ohnedem schon bedenklich genug, ohne daß sie nöthig hätten dieselben leichtsinniger Weise noch dadurch zu verschlimmern, daß sie versuchten einen Menschen zu retten, der offenbar nicht anders zu retten sei, als indem sie die Aufmerksamkeit der Rothhäute auf sich lenkten, wodurch sie dem sicheren Verderben entgegen gingen.

Es entstand eine lange, lebhafte Debatte zwischen den drei Abenteurern, in welcher jeder hartnäckig seinen Satz behauptete, sie konnten durchaus nicht einig werden; sobald die rothe Ceder das einsah, machte er dem Streit durch die entschlossene Erklärung ein Ende, daß es sein unabänderlicher Wille sei, seinen Sohn zu retten und daß er ihn retten werde, wenn auch sämmtliche Indianer des Far West gegen ihn auftreten wollten.

Einem so bestimmt ausgesprochenen Entschluß gegenüber, blieb Nichts übrig, als sich schweigend darein zu fügen und das that der Mönch auch. Nun schickte sich der Squatter an, seinen Plan auszuführen.

Die Nacht war, wie gesagt, hereingebrochen; dichte Finsterniß lag wie ein Leichentuch über der Prairie; der im Abnehmen begriffene Mond ging erst gegen zwei Uhr Morgens auf; jetzt war es ohngefähr acht

Uhr Abends; die rothe Ceder hatte daher eine Frist von sechs Stunden vor sich und er beschloß, dieselbe zu nützen.

Bei einer so ernsten Lage, wie der, in welcher sich die Abenteurer befanden, mißt man die Zeit mit der Kargheit eines Geizigen, der seine Schätze vergräbt; denn fünf Minuten, die man leichtsinnig verschwendet, können Alles verderben.

Die Nacht wurde immer dunkler, große schwarze mit Electricität geschwängerte Wolken jagten sich am Himmel und verdeckten die Sterne; bei Sonnenuntergang hatte sich der Abendwind erhoben und heulte unheimlich durch die Zweige der hundertjährigen Bäume des Urwaldes.

Außer den rings um das Lager aufgestellten Schildwachen, lagen sämmtliche Indianer an den verglimmenden Feuern und überließen sich, in ihre Bisampelze gewickelt, dem Schlafe.

Nathan schien, trotz seiner Fesseln, fest zu schlafen, zwei Krieger, die unfern vor ihm lagen und die Pflicht jatten, über ihn zu wachen, überließen sich, als sie ihren Gefangenen so ergeben in sein Schicksal sahen, endlich auch dem Schlummer.

Plötzlich ertönte aus dem Gipfel des Baumes, unter welchem der junge Mann lag, ein leises Pfeifen, gleich dem Zischen der gestreiften Schlange.

Dieser öffnete sofort die Augen und warf einen orschenden Blick um sich, ohne sich jedoch zu bewegen, um seine Wächter nicht zu wecken.

Es folgte ein zweites, längeres Pfeifen, welchem fast augenblicklich ein drittes folgte.

Nathan erhob behutsam den Kopf und blickte an dem Baume in die Höhe; doch war die Nacht so finster, daß er Nichts unterscheiden konnte.

In dem Augenblicke berührte irgend ein Gegenstand, dessen Form er nicht erkennen konnte, seine Stirn, bewegte sich hin und her und traf ihn zu wiederholten Malen. Der Gegenstand kam allmälig herunter und lag endlich auf den Knien des jungen Mannes; dieser bückte sich, um es zu betrachten, es war ein Messer!

Nathan unterdrückte mit Mühe einen Freudenschrei. Er war also nicht ganz verlassen! Unbekannte Freunde bekümmerten sich um ihn und suchten ihm die Mittel zur Flucht zu verschaffen.

Die Hoffnung erwachte wieder in seinem Herzen und er raffte, wie ein von einem ersten Schlage betäubt gewesener Kämpfer, seine ganze Kraft zusammen, um von Neuem zu kämpfen.

Sei ein Mann auch noch so unerschrocken, ja, habe er selbst, von der Unmöglichkeit besiegt, muthig und ohne Rückhalt sein Leben zum Opfer gebracht, so wird er doch noch im letzten Augenblicke, wenn er schon zum Tode geht, sich, sobald ein Hoffnungsschimmer vor seinen geblendeten Augen leuchtet, aufrichten, das Bild des Todes verbannen und mit verzweifelter Anstrengung nach der Wiedererlangung des Lebens ringen, welches er bereits entschlossen aufgegeben hatte.

So erging es Nathan; er richtete sich allmälig

auf, indem er seine, noch regungslosen Wächter, mit glühenden Blicken beobachtete.

Wir bitten, uns zu verzeihen, wenn wir eines scheinbar so geringfügigen Umstandes gedenken; er ist aber zu wahr, um mit Stillschweigen übergangen zu werden. Als das erste Pfeifen ertönte, schnarchte der junge Mann mit wachen Augen, er fuhr jetzt fort zu schnarchen, denn bei diesem eintönigen Geräusch schlummerten die Wächter friedlich fort.

Der junge Mann, welcher mit weit geöffneten Augen, gerunzelten Brauen und gespannten Zügen, in welchen sich Furcht und Hoffnung malte, dasaß und mühsam seine Fesseln, mit denen seine Arme an den Baumstamm gebunden waren, zu brechen suchte, während er so gleichmäßig schnarchte, als ob er friedlich schlummere, bot einen eben so seltsamen, als ergreifenden Anblick.

Es war Nathan mit unsäglicher Anstrengung und unerhörter Mühe gelungen, den Strick zu durchschneiden, der seine Hände zusammenhielt; jetzt arbeitete er an demjenigen, der seine Ellbogen fesselte.

Er gab bald nach; das übrige war leicht genug, denn nun konnte er sich seiner Hände bedienen. Nach wenigen Sekunden hatte er seine Bande vollständig abgestreift, worauf er das Messer nahm und in den Gürtel steckte.

Der Strick, an welchem das Messer hinuntergelassen worden, bewegte sich zurück.

„Nathan wartete mit unbeschreiblicher Angst. Er

hatte seine frühere Lage wieder eingenommen und fuhr fort zu schnarchen.

Plötzlich drehte sich einer der Krieger, die ihn bewachten, nach ihm um, dehnte seine erstarrten Glieder, stand auf und lehnte sich gähnend über ihn.

Nathan folgte seinen Bewegungen mit halb geschlossenen Augen aufmerksam. Als das Gesicht der Rothhaut sich zwei Zoll über dem seinigen befand, schlang er ihm blitzschnell beide Arme um den Hals und führte diese Bewegung so rasch aus, daß der Comanche nicht Zeit hatte, einen Laut von sich zu geben.

Der Amerikaner besaß herkulische Kräfte; in dem gegenwärtigen Augenblicke erhöhte die Hoffnung, befreit zu werden, noch seine natürliche Energie. Er drückte den Hals des Kriegers wie mit einem eisernen Ringe zusammen und dieser machte vergebliche Versuche, sich der mörderischen Hand zu entringen; die Hände des Räubers zogen sich allmälig immer fester zusammen mit berechneter, unwiderstehlicher Gewalt.

Die Augen des Indianers rötheten sich von Blut, seine Züge verzerrten sich furchtbar, er schlug mit den Armen zwei bis drei Mal in die Luft, streckte sich im letzten Todeskampfe und blieb regungslos liegen.

Er war todt.

Nathan hielt ihn noch zwei bis drei Minuten fest, um sich zu überzeugen, daß Alles vorüber sei, dann legte er den Krieger neben sich ausgestreckt auf den

Boden, in ein[illegible] Stellung, die der eines Schlafenden vollkommen glich.

Hierauf strich er sich mit der Hand den Schweiß von der Stirne und blickte in den Gipfel des Baumes; es ließ sich Nichts sehen.

Ein furchtbarer Gedanke erfaßte den jungen Mann: wie, wenn ihn seine Freunde, an seiner Rettung verzweifelnd, verlassen hätten? Bei dieser Vorstellung empfand er eine unaussprechliche Angst.

Er hatte indessen das Zeichen seines Vaters erkannt; das Zischen der Peitschenschlange war ein längst unter ihnen bestehendes Erkennungszeichen, um sich in Augenblicken drohender Gefahr zu verständigen.

Sein Vater war nicht der Mann, der irgend ein begonnenes, wenn auch noch so gefahrvolles Werk unbeendet ließ, mochten die Folgen sein, welche sie wollten.

Doch verstrich eine Minute nach der anderen, ohne daß der Unglückliche ein Zeichen erhalten hätte, daß man seine Befreiung vorbereite.

Es verfloß fast eine halbe Stunde auf solche Weise.

Nathan schwebte in einer fieberhaften Unruhe und unaussprechlichen Angst. Es hatte zwar bis jetzt noch Niemand im Lager die Bewegungen bemerkt, zu denen er sich genöthigt sah, doch konnte ein unglücklicher Zufall jeden Augenblick seine beabsichtigte Flucht verrathen; es war genug, wenn ein von der beißenden Kälte der Nacht erweckter Krieger an ihm vorüberging, um durch

eine kleine Bewegung seine erstarrten Glieder wieder zu beleben.

Der junge Mann beschloß, da die Freunde seiner vergessen hatten, sich allein zu helfen.

Vor allen Dingen mußte er sich von dem zweiten Wächter, der ihm hinderlich war, befreien, dann konnte er weiter sehen. Er kroch daher, indem er die liegende Stellung beibehielt und sich fortwährend stellte, als ob er fest schlafe, leise zu dem zweiten Krieger hin.

Er bewegte sich nur unmerklich fort, mit der größten Vorsicht und Berechnung.

Endlich hatte er sich dem Krieger bis auf zwei Schritte genähert und sich überzeugt, daß derselbe so tief schlafe, daß er ungescheut handeln könne.

Er bedachte sich kurze Zeit, kauerte sich zusammen und sprang plötzlich mit einem tigerähnlichen Satze dem Schläfer auf die Brust, stemmte seine Kniee auf ihn und drückte ihm mit der Linken die Kehle zusammen.

Der Comanche fuhr aus dem Schlafe empor und machte eine Bewegung, um sich aus den Händen des Amerikaners zu befreien, wobei er entsetzt die Augen aufschlug und sich bestürzt umsah.

Nathan zog, ohne ein Wort zu sagen, das Messer aus dem Gürtel und stach es dem Indianer in die Brust, indem er ihn fortwährend festhielt.

Der Krieger stürzte, wie vom Blitze getroffen, rücklings zu Boden und starb, ohne einen Laut von sich zu geben, oder einen Seufzer auszustoßen.

„Die Waffe ist unbestritten gut,“ murmelte der

Räuber, indem er sein Messer abwischte. „Was jetzt auch geschehen mag, bin ich doch gewiß, daß ich nicht ungerächt sterben werde.“

Nachdem Nathan seine Verkleidung als unzureichend erkannt, hatte er verlangt, seine eigenen Kleider wieder anzulegen, was ihm gestattet worden war.

Es fügte sich seltsamer Weise, daß der Krieger, welchen er erstochen hatte, sich seine Jagdtasche und seine Büchse angeeignet; der junge Mann konnte sie nun zurücknehmen. Er seufzte voll Befriedigung, als er sich wieder im Besitze jener, für ihn so unschätzbaren Gegenstände sah und seine gewohnte Waldläufer-Kleidung wieder angelegt hatte.

Die Zeit drängte, er mußte sich um jeden Preis entfernen, die Schildwachen zu täuschen suchen und das Lager verlassen. Was sollte er auch fürchten? Getödtet zu werden? Er wußte ja recht gut, welches Schicksal seiner harrte, wenn er blieb; er hatte keine schwierige Wahl: es war bei Weitem vorzuziehen, sein Leben bei einem kühnen Handstreich auf's Spiel zu setzen, als seine Hinrichtung abzuwarten.

Nathan warf einen wilden Blick um sich, beugte sich vor, lauschte und lud geräuschlos sein Gewehr.

Im Lager herrschte noch immer die tiefste Ruhe.

„Auf!“ murmelte der junge Mann, „hier gilt kein Zaudern, fort!“

In dem Augenblicke ließ sich das Zischen der Peitschenschlange wieder vernehmen.

Nathan erbebte.

„Oho!“ rief er aus, „man hat mich, wie es scheint, doch nicht verlassen, wie ich glaubte.“

Hierauf streckte er sich auf die Erde und kroch nach dem Baume zurück, an welchen er festgebunden gewesen. Ein Lasso hing bis auf den Boden herab. Am Ende desselben befand sich eine doppelte Schlinge, welche die Seeleute mit dem Name Chaise bezeichnen, von denen man die eine um das Bein, die andere um die Brust schlingt.

„By God!“ murmelte Nathan erfreut, „auf solche Einfälle geräth auch nur der Alte. Das ist ein guter Streich, den wir den Hunden, den Rothhäuten spielen! Jetzt werden sie mich in der That für einen Zauberer halten; denn es wird ihnen meines Erachtens schwer werden, meine Spur zu entdecken!“

Während dieses Monologs hatte der junge Mann auf dem schwebenden Sessel Platz genommen.

Der Lasso wurde von einer kräftigen Hand emporgezogen und verschwand bald im dichtem Laube des Ahornbaumes.

Als er die ersten, ohngefähr dreißig Fuß von der Erde entfernten Aeste erreicht hatte, befreite sich der junge Mann von dem Lasso, half sich mit den Händen und Füßen fort und befand sich bald bei seinen Gefährten.

„Ah!“ seufzte er, indem er einige Male tief aufathmete und den Schweiß abwischte, der in Strömen an seinem Gesichte herunterfloß, „jetzt kann ich in Wahrheit sagen, daß ich mit einem blauen Auge da=

vongekommen bin. Ich danke Euch Allen, denn ohne Eure Hülfe wäre ich beim Teufel verloren gewesen."

„Genug der Redensarten," unterbrach ihn der Squatter barsch; „wir haben keine Zeit, uns schöne Dinge zu sagen. Wie steht's! Du hast Eile weiter zu kommen, nicht wahr?"

„By God! Das wollt' ich meinen! Ich stehe vollkommen zu Diensten, welche Richtung schlagen wir ein?"

„Jene dort," sagte die rothe Ceder und streckte den Arm nach der Gegend des Lagers aus.

„Teufel!" fiel ihm Nathan heftig in's Wort, „bist Du von Sinnen? Oder hast Du mir das Leben nur darum gerettet, daß Du mich meinen Feinden wieder ausliefern willst?"

„Was willst Du damit sagen?"

„Etwas, was Dir, wenn es hell wäre, eben so einleuchten müßte, wie mir; der Wald hört nämlich wenige Schritte von hier am Rande einer ungeheuren quebrada auf."

„Oho!" versetzte die rothe Ceder mit gerunzelter Stirn, „was ist da zu thun?"

„Wir müssen ohngefähr eine halbe Stunde weit umkehren und uns dann links wenden. Ich habe mir das Land seit unserer Trennung aufmerksam genug betrachtet, um einen ohngefähren Begriff von der Gestalt der Berge gewonnen zu haben, aber das Nothwendigste ist, wie Du vorhin sagtest, uns schnell von hier zu entfernen.

„Und zwar um so mehr, als der Mond bald aufgehen muß," bemerkte Sutter, „und uns die Rothhäute, sobald sie die Flucht Nathan's inne werden, bald ausgewittert haben werden."

„Richtig bemerkt," versetzte Nathan, „vorwärts also!"

„Vorwärts!" wiederholten die Anderen.

Die rothe Ceder stellte sich wieder an die Spitze des kleinen Zuges, welcher seinen Rückzug antrat.

Das Fortkommen war in der dunklen Nacht äußerst schwierig; man mußte vorsichtig bei jedem Schritte, um sich tasten und den Fuß nicht eher weiter setzen, bis man sich überzeugt hatte, daß die Stelle sicher sei, sonst lief man Gefahr, von Zweig zu Zweig zu stürzen und sich durch einen achtzig Fuß hohen Fall zu zerschmettern.

Kaum hatten sie auf diese Weise drei hundert Schritt gethan, als sich ein entsetzliches Geheul hinter ihnen erhob; der Wald ward durch einen hellen Schein erhellt und die Flüchtlinge konnten durch das Laub hindurch sehen, wie die dunkeln Gestalten der Indianer mit wilden Geberden und wüthendem Geheul nach allen Richtungen rannten.

„Aha!" meinte die rothe Ceder, „wie es scheint haben die Comanchen bemerkt, daß Du Dich entfernt hast."

„So scheint es allerdings," antwortete Nathan hohnlachend. „Die armen Leute! sie können meinen Verlust nicht verschmerzen."

„Und zwar um so mehr, als Du sie wahrscheinlich

nicht verlassen haben wirst, ohne Spuren Deiner Gegenwart zu hinterlassen."

„So ist es Vater," versetzte Jener, indem er seine Jagdkutte aufhob und auf zwei blutige Skalps deutete, die an seinem Gürtel befestigt waren; „ich habe ein kleines Geschäft gemacht; die Geschäfte darf man nicht vernachlässigen."

Der Elende hatte, ehe er sich an den Lasso festhielt, mit scheuslicher Kaltblütigkeit seine beiden Opfer skalpirt.

„Das ist nicht übel," meinte Fray Ambrosio, „und sie werden schön wüthend sein; die Comanchen schenken, wie Ihr wißt, keine Gnade. Wie habt Ihr eine so abscheuliche That vollbringen können?"

„Kümmert Euch um Eure eigenen Angelegenheiten, Senor Padre," antwortete Nathan barsch, „sonst will ich Euch mit einem Kolbenschlage meiner Flinte zur Einsicht verhelfen."

Der Mönch biß sich auf die Lippen.

„Dumme Bestie," murmelte er.

„Ruhe, in's Teufels Namen!" rief die rothe Ceder; „sehen wir uns lieber vor, damit wir nicht erwischt werden."

„Ja," bekräftigte Sutter; „Ihr könnt Euch, sobald wir in Sicherheit sein werden, als ächte Caballeros, vermöge Eurer Messer mit einander verständigen. Augenblicklich haben wir aber Anderes zu thun, als mit einander zu zanken, wie die alten Weiber."

Die zwei Männer warfen sich einen gehässigen Blick zu, schwiegen aber still.

Der Zug bewegte sich unter der Führung der rothen Ceder weiter; das Geheul der Comanchen, die immer näher kamen, folgte ihnen.

„Sollten sie etwa unsere Fährte entdeckt haben?“ murmelte die rothe Ceder und schüttelte traurig den Kopf.

V.

List über List.

Wir kehren nun zu Valentin und seinen Freunden zurück, die wir in dem Augenblicke verlassen, wo sie sich anschickten, die rothe Ceder von Neuem zu verfolgen.

Der Franzose hatte endlich seinen Ehrgeiz auf das Gelingen dieser, so lange fortgesetzten Verfolgung gestellt, er befand sich seitdem er in der Wildniß lebte, zum ersten Male einem so gewandten Gegner, wie der rothen Ceder gegenüber.

Der Squatter war gleich ihm mit dem Leben des Far West vollständig vertraut, er kannte alle Laute,

alle Pfade der Wildniß; er hatte gleich ihm, die Hinterlist und Schlauheit der Indianer, durch eigne, herbe Erfahrung kennen gelernt; kurz Valentin hatte in demselben, wenn nicht seinen Meister, doch seines Gleichen gefunden. Sein heftig erregter Ehrgeiz spornte ihn an, die Entwicklung des Drama's zu beschleunigen; er war daher fest entschlossen, so energische Maßregeln zu ergreifen, daß die rothe Ceder, trotz seiner Schlauheit, bald werde in seine Hände fallen müssen.

Nachdem sie, wie schon früher gesagt wurde, die höheren Regionen der Sierra verlassen, breiteten sich die Jäger fächerartig aus, um irgend ein Anzeichen zu entdecken, welches sie wieder auf die, so lange verlorne Fährte bringen konnte; denn dem Sprüchworte der Waldläufer gemäß, mußte jeder rastreador, der eine Fährte aufgefunden hat, auch früher oder später den Ausgang derselben entdecken.

Unglücklicherweise war keine Spur, kein Anzeichen zu sehen; die rothe Ceder war verschwunden, ohne daß nur die geringste Spur von ihm aufzufinden gewesen wäre.

Valentin verlor indessen nicht den Muth; er beobachtete das Terrain, untersuchte jeden Grashalm, durchforschte jeden Busch mit unermüdlicher Geduld.

Seine Freunde, welche an die im Leben eines Jägers unvermeidlichen und häufigen Enttäuschungen weniger gewöhnt waren, wie er, blickten ihn vergebens trostlos an; er schritt unverdrossen, mit zur Erde ge-

blicktem Körper weiter, und hörte und verstand weder Worte noch Geberden.

Endlich, nachdem sie eines Tages vier Stunden auf diese Weise zurückgelegt hatten, was sicherlich keine Kleinigkeit war, befanden sich die Jäger auf einem vollständig kahlen Felsen. Es wäre Thorheit gewesen, sich an einem solchen Orte nach Spuren umzusehen, denn der Granit ist für dieselbe unempfänglich. Don Miguel und sein Sohn sanken auf den Boden, mehr vor Muthlosigkeit, als Erschöpfung.

Curumilla fing an, dürre Blätter zu sammeln, um das Frühstücksfeuer anzuzünden.

Valentin stand mit tief gerunzelter Stirne und finsteren Brauen auf sein Gewehr gestützt da und blickte sich von Zeit zu Zeit um.

An der Stelle, wo die Männer ihr Lager aufgeschlagen hatten, befand sich ein vollständig kahler Felsen, ein ungeheurer Ahornbaum beschattete dieselbe und breitete seine dichtbelaubten Aeste über dieselbe aus. Der Jäger ließ seinen durchdringenden Blick unabläßig vom Himmel auf die Erde schweifen, als ob er geahnt daß er dort, die so lange gesuchte Fährte finden werde.

Plötzlich stieß er ein lautes Hm! aus. Bei diesem zwischen ihm und Curumilla verabredeten Erkennungszeichen hielt Letzterer in seiner Arbeit inne, richtete den Kopf empor und sah ihn an.

Valentin schritt rasch auf ihn zu. Die zwei Mexikaner standen eiligst auf und folgten ihm.

„Haben Sie Etwas entdeckt?" fragte Don Miguel neugierig.

„Nein," erwiderte Valentin, „ich werde aber wahrscheinlich in Kurzem Etwas entdecken."

„Ja, hierselbst; ich wittere die Fährte des wilden Ebers," sagte er lächelnd; „glauben Sie mir, wir werden dieselbe bald haben!"

Der Jäger bückte sich bei diesen Worten, raffte eine Handvoll Blätter zusammen und fing an, dieselben aufmerksam zu mustern.

„Was können Sie an den Blättern sehen?" murmelte Don Miguel achselzuckend.

„Alles!" versetzte Valentin entschieden und setzte die Musterung fort.

Curumilla kauerte am Boden, welchen er fegte und den Felsen untersuchte.

„Uah!" rief er aus.

Alle bückten sich.

Der Häuptling deutete mit dem Finger auf einen höchstens fünf Zoll langen und haardicken, schwarzen Strich, der auf den Felsen sichtbar war.

„Sie sind hier vorübergekommen," fuhr Valentin fort, „das ist mir so klar, wie zwei mal zwei vier ist; Alles weist darauf hin, die Fußtapfen, die wir gesehen, und die nach der entgegengesetzten Richtung von der Stelle liefen, wo wir uns befinden, sprechen deutlich dafür."

„Wie so?" fragte Don Miguel erstaunt.

„Das ist einfach genug; jene Fußtapfen, die Sie

getäuscht haben, konnten einen so alten Waldläufer, wie mich, nicht blenden; die Ferse war zu tief eingedrückt, sie entbehrten der Regelmäßigkeit und wichen bald rechts, bald links ab; ein Beweis, daß sie nachgemacht waren."

„Wie denn nachgemacht?"

„Allerdings. Die rothe Ceder hat, um die Richtung zu verbergen, welche er eingeschlagen, folgendes Mittel ergriffen, er ist eine Strecke von ungefähr zwei Stunden rückwärts geschritten."

„Wirklich?"

„Ganz gewiß. Die rothe Ceder besitzt trotz seiner Jahre noch seine vollständige Kraft, sein Schritt ist fest und vollkommen regelmäßig; wie alle an das Leben im Walde gewöhnten Menschen schreitet er mit Vorsicht, nämlich mit der Spitze des Fußes zuerst auftretend, wie es Jemand thut, der noch nicht weiß, ob er nicht wird umkehren müssen. Bei den Fußtapfen, welche wir gesehen, ist, wie schon gesagt, die Ferse tiefer eingedrückt, als der übrige Fuß; das ist begreiflich, ja kann sogar nicht anders sein, wenn man rückwärts geht, besonders eine lange Strecke."

„Das ist wahr," sagte Don Miguel: „Ihre Bemerkung ist durchaus folgerichtig."

Valentin lächelte.

„Wir sind noch nicht zu Ende," sagte er, „lassen Sie mich nur machen."

„Aber," wandte Don Pablo ein, „gesetzt, die rothe Ceder wäre bis hierher gekommen, was ich jetzt mit Ihnen glaube, wie geht es dann zu, daß wir seine

Spur jenseits des Felsen nicht wieder finden? Wie sorgfältig er sie auch verborgen hätte, würden wir sie doch entdeckt haben, wenn sie überhaupt vorhanden wären."

„Allerdings; sie sind aber nicht vorhanden, und es wäre verlorene Mühe, wenn wir sie suchen wollten; daß die rothe Ceder hier gewesen ist, beweist jener Strich; warum er aber gekommen ist, fragen Sie? Aus einem sehr leicht zu begreifenden Grunde: Auf diesem Granit-Boden ist es unmöglich, Spuren zu hinterlassen; der Squatter hat uns anführen wollen, indem er uns, wenn es uns ja gelingen sollte, seine List zu durchschauen, an eine Stelle lockte, wo wir die Richtung vollständig verlieren mußten. Das ist ihm bis auf einen gewissen Punkt gelungen; er hat nur den Fehler begangen, zu schlau sein zu wollen, und dadurch seinen Zweck verfehlt: in zehn Minuten werde ich Ihnen die Fährte so deutlich zeigen, als ob er dieselbe vorsätzlich angedeutet hätte."

„Ich muß gestehen, lieber Freund," sagte Don Miguel erstaunt, „daß mich Alles, was Sie sagen, überrascht. Ich habe den gewissermaßen überirdischen Drang, der Sie leitet, nie so recht begreifen können, obgleich Sie mir tausend bewundernswerthe Beweise davon gegeben haben, und bekenne, daß das, was ich gegenwärtig sehe, Alles übertrifft, was ich bisher erlebt habe."

„Mein Gott," versetzte Valentin, „Sie spenden mir ein Lob, das ich weit entfernt bin zu verdienen;

es ist ganz einfach Sache der Ueberlegung und besonders der Gewohnheit. Es ist Ihnen zum Beispiel jetzt eben so erwiesen, wie mir, daß die rothe Ceder hier gewesen ist."

„Ja."

„Gut; nun ist es doch eben so gewiß, daß er sich, wenn er einmal hier war, wieder entfernt haben muß," fuhr der Jäger lachend fort, „denn sonst wäre er noch da und wir hätten ihn längst."

„Allerdings."

„Gut; nun denken Sie ein Mal darüber nach, wie er sich entfernt haben könnte."

„Das ist der Punkt, wo mich mein Verstand im Stiche läßt."

„Weil Sie blind sind, oder vielmehr, weil Sie sich nicht die Mühe geben wollen, es zu ergründen."

„Ach, lieber Freund, was das betrifft, so versichere ich Sie ...."

„Verzeihung! Ich habe mich falsch ausgedrückt, Sie können sich nur von dem, was Sie sehen, keine Rechenschaft geben."

„Wie? Ich sollte nicht begreifen, was ich sehe!" rief Don Miguel etwas empfindlich aus.

„So ist es," erwiederte Valentin mit unerschütterlicher Ruhe, „und Sie werden es bald selbst zugestehen."

„Das soll mich freuen."

Valentin besaß trotz seines hellen Verstandes und der ausgezeichneten Eigenschaften, deren er sich rühmen

durfte, doch die vielen Menschen eigene Schwäche, auf die Kenntnisse, welche er sich in der Wildniß erworben, stolz zu sein und gelegentlich damit zu prunken.

Dieser Fehler, den man in der Prairie häufig findet, war indessen verzeihlich und that dem edlen Charakter des Jägers keinen Eintrag.

„Sie werden sehen," fuhr er in dem herablassenden Tone fort, „welchen Solche, die gut unterrichtet sind, denjenigen gegenüber annehmen, die es wenig oder gar nicht sind. Die rothe Ceder ist hier gewesen, ist aber wieder verschwunden. Ich komme und blicke mich um; er hat weder davonfliegen, noch in die Erde sinken können: er muß also nothwendig einen Weg gewählt haben, auf welchem ein Mensch wandeln kann; hier sind eine Menge herabgefallener Blätter auf dem Felsen: erstes Anzeichen."

„Wie so?"

„Nun, das ist doch wahrhaftig einfach genug; wir sind gegenwärtig nicht in der Jahreszeit, wo die Bäume die Blätter verlieren: sie sind daher nicht abgefallen."

„Warum denn?"

„Weil sie, wenn das der Fall wäre, gelb und dürr sein würden, statt daß sie grün, zerquetscht, ja einige sogar zerrissen sind; sie sind also nicht abgefallen, sondern mit Gewalt abgerissen worden, nicht wahr?"

„Ja, das ist wahr," murmelte Don Miguel höchst erstaunt.

„Forschen wir nun nach der unbekannten Ursache ihrer gewaltsamen Trennung vom Baume."

Bei diesen Worten fing Valentin an, mit zur Erde gebücktem Körper weiter zu gehen und zwar nach der Richtung, wo er den schwarzen Strich gesehen hatte. Seine Freunde folgten ihm, indem sie gleich ihm den Boden aufmerksam betrachteten.

Plötzlich bückte sich Valentin und hob ein Stück Baumrinde von der Größe einer Hand auf, welches er Don Miguel zeigte.

„Nun ist mir Alles klar," sagte er. „Sehen Sie dieses Stück Baumrinde an; es ist zerrieben und zerschabt, als ob es durch einen Strick heftig gequetscht worden wäre, nicht wahr?"

„Ja."

„Nun, begreifen Sie jetzt?"

„Nein, bei meiner Seele eben so wenig, wie vorhin."

Valentin zuckte die Achseln.

„Hören Sie mich aufmerksam an," sagte er. „Die rothe Ceder ist hierhergekommen; er hat mit seinem Lasso das äußerste Ende jenes starken Zweiges gefaßt, welcher sich über unseren Köpfen ausbreitet; mit der Hülfe seiner Gefährten hat er denselben auf die Erde herabgezogen. Der schwarze Strich, welchen wir bemerkt haben, bezeugt, wie groß die Anstrengungen jener Männer gewesen sein müssen. Sobald der Zweig heruntergezogen war, sind die Gefährten des Squatters einer nach dem anderen hinaufgestiegen; die rothe Ceder

ist der Letzte gewesen, er hat sich von dem Zweige emporziehen lassen und auf diese Weise haben sie sich Alle in einer Höhe von ungefähr achtzig Fuß über der Erde befunden; das ist, wie Sie gestehen müssen, sehr sinnreich, aber unglücklicherweise haben die Stiefeln des Squatters eine Spur von der Stärke eines Haares zurückgelassen und es sind Blätter von dem Baume gefallen; beim Losbinden des Lasso ist ein Stück Rinde losgegangen und da er Eile hatte und daher nicht wieder hinuntersteigen konnte, um diese verrätherischen Anzeichen zu entfernen, habe ich sie gesehen und weiß nun, was hier vorgegangen ist so gut, als ob ich dabei gewesen wäre."

Bei dieser einfachen, klaren Auseinandersetzung des Jägers zeigten seine Freunde kein Erstaunen, sondern aufrichtige Bewunderung; ein Beweis von so großem, fast an's Unglaubliche grenzendem, Scharfsinne erschien ihnen beinahe wunderbar.

„Das grenzt an's Mährchenhafte!" rief Don Miguel aus. „Sie glauben also, daß sich die rothe Ceder von dem Baume aus weiter geflüchtet hat?"

„Ich wollte gleich wetten, daß dem so ist. Sie werden sich übrigens bald selbst davon überzeugen können, denn wir werden denselben Weg einschlagen."

„Da werden wir wohl nicht sehr weit kommen."

„Darin irren Sie. In den Urwäldern, gleich demjenigen, der sich da vor uns erstreckt, ist diese Art des Fortkommens fast die einzige ausführbare. Wohlan, da wir nun die Fährte unseres Räubers entdeckt

haben, um sie hoffentlich nicht wieder zu verlieren, wollen wir rasch frühstücken, um unsere Verfolgung desto eher wieder beginnen zu können."

Die Jäger lagerten sich vergnügt um das Feuer und verzehrten einen Schinken des grauen Bären.

Doch trieb sie die Ungeduld an, so große Bissen wie möglich zu schlucken, so daß die Mahlzeit im Handumdrehen beendet war und sie bald bereit waren, ihre Wanderung wieder anzutreten.

Valentin bediente sich schließlich, um seine Freunde von der Richtigkeit der Behauptungen, welche er aufgestellt hatte, zu überzeugen, desselben Mittels, welches die rothe Ceder benutzt hatte, um auf den Baum zu steigen.

Wirklich erkannten die Jäger, sobald sie Alle auf dem Aste beisammen waren, die Wahrheit der Vermuthungen Valentin's; allenthalben war die Fährte der rothen Ceder sichtbar. Sie schritten auf diese Weise eine geraume Zeit weiter, indem sie den Spuren, welche die Räuber hinterlassen hatten, folgten; indessen wurden dieselben, je weiter sie kamen immer seltener, und hörten zuletzt ganz auf.

Sie hatten also die Fährte zum zweiten Male verloren.

Valentin blieb stehen und winkte seine Freunde herbei.

„Wir wollen uns berathen," sagte er.

„Ich glaube," bemerkte Don Miguel, „daß die rothe Ceder gefunden haben wird, daß er seine Fährte

auf den Bäumen weit genug bezeichnet habe und daß er auf die Erde gestiegen sein wird."

Valentin schüttelte den Kopf.

„Sie haben es nicht errathen, lieber Freund," sagte er; „was Sie da aufstellen, ist geradezu unmöglich."

„Warum denn?"

„Weil die Fährte, wie Sie sehen, plötzlich über einem See aufhört."

„Das ist wahr."

„Es ist also erwiesen, nicht wahr, daß die rothe Ceder denselben nicht durchschwommen haben kann? Wir wollen unverdrossen weiter gehen, ich bin überzeugt, daß wir die Fährte bald wiederfinden werden; die rothe Ceder hat keine andere Richtung einschlagen können, als diese. Sein Zweck war, den Kreis zu durchbrechen, welchen seine Feinde um ihn geschlossen hatten; wenn er sich in das Gebirge vertiefen wollte, so mußte er, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, unfehlbar umkommen; er hat mithin nur dorthin gehen können und in der Richtung müssen wir ihn verfolgen."

„Und immer auf den Bäumen herumklettern?" fragte Don Miguel.

„Sie müssen nicht vergessen, daß die Räuber ein junges Mädchen bei sich haben. Das arme Kind wird an die anstrengenden Wanderungen durch die Wildniß nicht so gewöhnt sein, wie sie; sie würde es kaum eine Stunde aushalten, wenn ihr Vater und ihre Brüder nicht Sorge trügen, sie auf verhältnißmäßig gangbaren Wegen weiter zu führen. Blicken Sie unter uns und

Sie werden sich bald überzeugen, daß es für ein junges Mädchen unmöglich war, da vorüber zu kommen."

„Vorwärts denn in Gottes Namen!" riefen die Mexikaner aus.

Curumilla hatte seiner Gewohnheit gemäß geschwiegen und war nicht ein Mal stehen geblieben, um Antheil an der Berathung zu nehmen, sondern unaufhaltsam weiter gegangen.

„Uah!" rief er plötzlich aus.

Seine Freunde eilten schnell herbei.

Der Häuptling hielt ein Stück gestreiften Kattun in der Hand, von der Größe eines Schilling.

„Wir sind, wie Sie sehen auf dem rechten Wege," sagte Valentin, „wir müssen ihn daher beibehalten."

Diese Entdeckung machte allem Zweifel sofort ein Ende.

Der Tag neigte sich mehr und mehr, und der röthliche Sonnenball schimmerte zwischen den Baumstämmen hindurch.

Nachdem sie noch zwei Stunden gewandert waren, brach die Dunkelheit vollständig herein.

„Was ist nun zu thun?" fragte Don Miguel, „wir können doch nicht die ganze Nacht, wie die Papageien, auf den Bäumen sitzen; wir wollen uns eine bequeme Stelle aussuchen, um zu lagern, und morgen mit Anbruch des Tages wieder auf die Bäume klettern und weiter gehen."

„Ja," antwortete Valentin lachend, „und wenn diese Nacht die rothe Ceder auf irgend ein Hinderniß

stoßen sollte und genöthigt wäre umzukehren, so würde er uns, während wir dort unten ruhig schlafen, wie eine Schlange hier oben durch die Finger schlüpfen, ohne daß wir es merken. Nein, lieber Freund, für diese Nacht müssen Sie sich darein ergeben, wie ein Papagei zu kampiren, wie Sie sagen, wenn Sie nicht die Früchte aller Ihrer Bemühungen und Anstrengungen verlieren wollen."

„Nun, wenn dem so ist," erwiederte Don Miguel, „so bin ich es zufrieden; ich wollte lieber acht Tage lang auf einem Baume schlafen, als mir jenen Elenden entgehen lassen."

„Seien Sie ganz ruhig, so lange wird er uns nicht auf den Beinen erhalten; der Eber ist in die Enge getrieben und wird bald zu Falle gebracht sein. Die Wildniß hat, so ausgedehnt sie ist, doch für Diejenigen, welche gewöhnt sind, sie zu durchstreifen, keine unzugänglichen Schlupfwinkel. Die rothe Ceder hat mehr gethan, als ein gewöhnlicher Mensch, um uns zu entkommen; es hört nun für ihn Alles auf, das sieht er ein, es handelt sich hier nur noch um die Zeit."

„Das gebe Gott, mein Freund! Ich gebe mein Leben darum, um mich an dem Ungeheuer rächen zu können."

„Ich stehe Ihnen dafür, daß er bald in Ihrer Gewalt sein wird."

In dem Augenblicke legte Curumilla seine Hand auf Valentin's Arm.

„Nun Häuptling," sagte dieser, „was giebt es?"

„Hören Sie," antwortete der Indianer.

Die Jäger lauschten. Bald hörten sie in ziemlich weiter Entfernung undeutliches Geschrei, was mit jedem Augenblicke vernehmlicher wurde und bald in ein furchtbares Gelärm ausartete.

„Was geht hier vor?" sagte Valentin nachdenklich.

Das Geschrei nahm mit erschreckender Gewalt zu, seltsame Helligkeit leuchtete durch den Wald, dessen, aus dem Schlafe aufgeschreckten Bewohner, schwerfällig hin und her flatterten und ein durchdringendes Geschrei erhoben.

„Achtung!" sagte der Jäger, „wir müssen zu ergründen suchen, wen wir vor uns haben."

Ihre Ungewißheit dauerte indessen nicht lange, Valentin verließ plötzlich sein Versteck und stieß einen langen, durchdringenden Schrei als Erkennungszeichen aus, der mit furchtbaren Geheul beantwortet wurde.

„Was giebt es denn," fragte Don Miguel.

„Das Einhorn!" antwortete Valentin.

VI.

Wetteifer.

Die Flucht Nathan's war durch einen seltsamen Umstand verrathen worden.

Die Comanchen haben, so wenig wie die übrigen Indianer die Gewohnheit, Schildwachen auszustellen und eine mächtige Patrouille herumgehen zu lassen; diese Erfindungen der civilisirten Welt sind in der Prairie vollständig unbekannt. Aller Wahrscheinlichkeit nach würden die Indianer die Flucht ihres Gefangenen erst bei Tagesanbruch entdecken.

Darauf hatte Nathan mit Bestimmtheit gerechnet. Die Sitten der Indianer waren ihm zu gut bekannt, als daß er nicht gewußt hätte, was er in dem Falle zu erwarten habe. Er hatte aber nie vergessendem Hasse Rechnung zu tragen, diesem wachsamen Hüter, welchen keine Macht einzuschläfern vermag.

Ohngefähr eine Stunde nachdem der Sohn des Squatters seine Flucht so glücklich bewerkstelligt hatte, erwachte die weiße Gazelle, entweder vor Kälte, oder was wahrscheinlicher ist, von dem Wunsche getrieben, sich selbst zu überzeugen, ob der Gefangene gut bewacht werde und nicht entkommen könne. Sie stand auf, durchschritt allein das Lager, stieg entschlossen über die schlafenden Krieger hinweg und orientirte sich in der Dunkelheit so gut es eben gehen wollte, denn die meisten Feuer waren erloschen und diejenigen, welche noch brannten, verbreiteten nur ein unsicheres Licht. Von ihrem Hasse getrieben, der diejenigen, welche seinen scharfen Stachel fühlen, unfehlbar leitet, war es ihr gelungen, sich in dem für jeden Anderen unentwirrbaren Labyrinthe zurecht zu finden und den Baum zu erreichen, wo wahrscheinlich der Gefangene festgebunden sein mußte.

Der Baum stand vereinzelt, die Stricke, mit welchen Nathan angebunden gewesen, lagen zerrissen am Boden.

Bei diesem Anblicke blieb die weiße Gazelle einen Augenblick bestürzt stehen, denn sie war keineswegs darauf vorbereitet gewesen.

„Ach!“ murmelte sie voll Wuth, „es ist ein Teufelsgeschlecht! Wie hat er sich aber frei machen, wie entkommen können?“

Sie fing an zu suchen.

„Die Elenden,“ sagte sie, auf die am Boden ausgestreckt liegenden Krieger deutend, „schlafen ganz ruhig, indessen ihr Schutzbefohlener ihrer lacht und schon weit weg ist.“

Sie stieß dieselben verächtlich mit dem Fuße.

„Verdammte Hunde!“ rief sie, „erwacht! Der Gefangene ist fort.

Die Schläfer rührten sich nicht.

„Oho!“ sagte sie, „was soll das heißen?“

Sie beugte sich zu ihnen hinunter und betrachtete sie. Da ward ihr Alles klar.

„Todt!“ rief sie aus, „er hat sie gemordet! Welche teufliche Gewalt besitzt denn das verworfene Geschlecht?“

Einen Augenblick stand sie betroffen da, dann richtete sie sich zornig auf und lief durch das Lager, indem sie schrie:

„Auf! Auf! Ihr Krieger! der Gefangene ist geflüchtet!“

Alsbald war Alles auf den Beinen. Das Ein=

horn war einer der Ersten, der nach den Waffen griff, ihr entgegeneilte und nach der Ursache dieses plötzlichen Geschreies fragte.

Die weiße Gazelle stattete ihm in wenigen Worten Bericht ab, worauf das Einhorn noch zorniger wurde als sie, seine Krieger weckte und sie nach allen Richtungen aussandte, um Nathan zu verfolgen.

Wir wissen indessen, daß der Sohn des Squatters wenigstens vorläufig Nichts von ihnen zu fürchten hatte. Die wunderbare Flucht eines, im Lager mitten unter Kriegern befindlichen Mannes, die auch von keinem der ausgestellten Posten bemerkt worden war, erschien so unglaubhaft, daß die Comanchen, welche abergläubisch waren, wie alle Indianer, sehr geneigt waren zu glauben, daß der böse Geist dabei im Spiele sei.

Das ganze Lager war in Aufruhr; Alle liefen mit geschwungenen Fackeln umher. Der Kreis erweiterte sich immer mehr und mehr; die Krieger hatten in ihrem Eifer die Lichtung verlassen und sich in den Wald vertieft.

Plötzlich erschallte ein durchdringender Schrei.

Alle blieben wie festgebannt stehen.

Das Einhorn stieß einen hellen, langgezogenen Schrei aus, in welchen die Comanchen einstimmten.

„Nun?“ fragte die weiße Gazelle, „was giebt es denn?“

„Koutonepi, mein Bruder,“ antwortete das Einhorn kurz.

„Wir wollen ihm entgegeneilen!“ rief das junge Mädchen aus.

„Fort!“ antwortete der Häuptling.

Sie liefen, von mehreren Kriegern gefolgt, die sich ihnen angeschlossen hatten, davon.

Bald standen sie unter dem Baume, auf welchem sich Valentin mit seinen Gefährten befand.

Der Jäger sah sie herankommen; als sie nahe genug waren, rief er sie an.

„Wo seid Ihr?“ fragte das Einhorn.

„Hier oben auf dem Reptiten-Baume!“ rief Valentin; „haltet an und seht her!“

Die Indianer blieben stehen und sahen hinauf.

„Uah!“ rief der Indianer erstaunt aus, „was thut mein Bruder dort?“

„Das sollt Ihr erfahren; helft mir nur erst hinunter, unsere gegenseitige Stellung ist nicht besonders bequem, um sich zu unterhalten, besonders für das, was ich Euch mitzutheilen habe, Häuptling.“

„Gut; ich erwarte meinen Bruder.“

Valentin befestigte seinen Lasso an einem Aste und schickte sich an, sich hinunterzulassen.

Curumilla legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Was wollt Ihr, Häuptling?“ fragte der Jäger.

„Mein Bruder steigt hinunter?“ antwortete der Aukas.

„Wie Ihr seht,“ versetzte Valentin, indem er mit der Hand auf den Lasso deutete.

Curumilla schüttelte unzufrieden den Kopf.

„Die rothe Ceder!“ sagte er.

„Ach, canarios!“ rief der Jäger aus und schlug sich vor die Stirne, „daran dachte ich nicht! Ich Thor! Ihr seid bei Gott ein unbezahlbarer Mensch, Häuptling, Ihr denkt an Alles; wartet!“

Valentin bückte sich, hielt seine Hände trichterförmig vor den Mund und rief: „Häuptling!“

„Was will mein Bruder?“ antwortete das Einhorn.

„Steigt herauf!“

„Gut!“

Der Sachem erfaßte den Lasso und schwang sich mit alleiniger Hülfe seiner Hände bis auf den Ast, auf welchem Valentin und Curumilla standen, um ihn zu empfangen.

„Hier bin ich!“ sagte er.

„Wie kommt es, daß Ihr zu dieser Stunde der Nacht im Walde auf der Jagd seid?“ fragte der Jäger.

Das Einhorn berichtete ihm in Kürze was geschehen war.

Bei dieser Erzählung runzelte Valentin die Brauen. Hierauf theilte er dem Häuptling seinerseits mit, was er gethan habe.

„Das ist bedenklich,“ bemerkte das Einhorn kopfschüttelnd.

„Ja,“ erwiederte Valentin; „offenbar befinden sich diejenigen, welche wir suchen, hier in der Nähe; ja vielleicht hören sie uns.“

„Wohl möglich,“ murmelte das Einhorn; „was ist aber in der finsteren Nacht zu thun?“

„Wir wollen eben so schlau sein wie sie. Wie viel haben Sie Krieger da unten?“

„Ohngefähr zehn.“

„Gut. Sind einige dabei, auf welche Ihr Euch verlassen könnt?“

„Das kann ich bei Allen!“ antwortete der Häuptling stolz.

„Ich meine nicht in Bezug auf den Muth, sondern in Hinsicht auf die Erfahrung.“

„Uah! Ich habe die Spinne.“

„Das ist unser Mann. Er wird mit Euren Kriegern, deren Befehl Ihr ihm übertragen müßt, unsere Stelle vertreten; er wird hier die Communikation abschneiden, indessen ich Euch mit meinen Gefährten folgen werde. Ich würde gern die Stelle sehen, wo Ihr Gefangener angebunden gewesen ist.“

Es geschah wie Valentin gesagt hatte.

Die Spinne postirte sich mit seinen zehn Kriegern auf die Bäume und erhielt Befehl, wachsam zu sein; Valentin hingegen, der nun wußte, daß er der rothen Ceder ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg gelegt habe, schickte sich an, sich in der Begleitung des Einhornes nach dem Lager zu begeben.

Curumilla trat noch ein Mal dazwischen.

„Warum hinuntersteigen?“ sagte er.

Der Franzose kannte seinen Gefährten so gut und

war an sein Wesen so gewöhnt, daß er mit halben Worten verstand.

„Er hat Recht,“ sagte er zu dem Einhorne, „wir wollen uns nach dem Lager begeben, indem wir von Ast zu Ast klettern, auf diese Weise werden wir die rothe Ceder, wenn er in der Nähe sein sollte, entdecken.

Der Comanchen-Sachem nickte beistimmend und sie brachen auf.

Der Weg war nicht weit.

Sie waren ohngefähr seit einer halben Stunde gegangen, als Curumilla, der voranging, stehen blieb und einen erstickten Schrei ausstieß.

Die Jäger blickten auf und sahen in einer Höhe von mehreren Ellen über sich eine ungeheure schwarze Masse, die sich träge hin- und herwiegte.

„Oho!“ sagte Valentin, „was ist das?“

„Ein Bär,“ antwortete Curumilla.

„Wirklich,“ bemerkte Don Pablo, „es ist ein prächtiger schwarzer Bär.“

„Wir wollen ihm eine Kugel senden,“ sagte Don Miguel.

„Um Gottes Willen nicht,“ wendete Don Pablo ein, „ein Schuß könnte Aufsehen machen und unseren Flüchtlingen verrathen, wo wir sind.“

„Ich möchte ihn aber doch gar zu gern haben,“ versetzte Valentin, „wäre es auch nur des Felles wegen.“

„Nein,“ sagte das Einhorn, der bis dahin ge-

schwiegen hatte, fest, „die Bären sind die guten Vettern meiner Familie.“

„Das ist freilich etwas Anderes,“ antwortete der Jäger, indem er mit Mühe ein höhnisches Lächeln unterdrückte.

Die Indianer der Prairie sind, wie wir schon früher bemerkt zu haben glauben, sehr abergläubisch. Unter anderen glauben sie von gewissen Thieren abzustammen, welche sie wie Verwandte betrachten und mit Ehrerbietung behandeln, was sie indessen nicht hindert, dieselben vorkommenden Falles zu tödten, wenn sie zum Beispiel vom Hunger dazu angetrieben werden; doch muß man den Indianern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zuzugestehen, daß sie nie gegen ihre gedachten Verwandten also verfahren, ohne sie tausend Mal um Verzeihung zu bitten, nachdem sie ihnen zuvor auseinander gesetzt haben, daß nur der Hunger sie zu einer so gewaltsamen Maßregel treibe, um ihr Leben zu fristen.

Das Einhorn bedurfte in dem Augenblicke nicht der Nahrung, sein Lager war mit Lebensmitteln reichlich versehen. Er begegnete daher dem Bären, seinem Vetter, außerordentlich höflich und behandelte ihn mit lobenswerther Schonung.

Er grüßte ihn, redete eine Zeit lang mit ihm in den zärtlichsten Ausdrücken, indessen der Bär fortfuhr sich hin- und her zu wiegen, ohne, wie es schien, auf die Reden des Häuptlings besonderen Werth zu legen, sondern von den schönen Dingen, welche ihm sein Vetter

sagte, mehr gelangweilt, als unterhalten zu sein schien. Der Häuptling, welcher sich von einer so unhöflichen Gleichgültigkeit unangenehm berührt fühlte, winkte dem Bären einen letzten Abschied zu und ging weiter.

Die kleine Truppe bewegte sich eine Zeit lang schweigend fort.

„Ich kann mir aber doch nicht helfen," sagte Valentin plötzlich, „ich hätte, ich weiß selbst nicht warum, doch gar zu gern das Fell Eures Vetters gehabt, Häuptling!"

„Uah!" antwortete das Einhorn, „wir haben Bisam im Lager."

„Das weiß ich, bei Gott! recht gut," versetzte der Jäger. „Das ist auch nicht der Grund, weshalb ich es wünsche."

„Warum denn?"

„Ich weiß nicht, aber der Bär sah mir verdächtig aus; er schien mir kein ehrlicher Bär zu sein."

„Mein Bruder scherzt."

„Nein! Auf Ehre, Häuptling, ich schwöre Euch zu, daß mir der Bursche unächt und gefärbt vorgekommen; ich möchte gleich umkehren, um mich davon zu überzeugen."

„Meint mein Bruder denn, daß das Einhorn ein Kind ist, welches nicht einmal ein Thier unterscheiden kann?" erwiederte der Sachem hochmüthig.

„Gott behüte mich, einen solchen Gedanken zu haben, Häuptling! Ich weiß, daß Ihr ein erfahrener Krieger seid; indessen kann sich auch der Klügste irren."

„Oho! Und was denkt denn mein Bruder?"

„Soll ich aufrichtig meine Meinung sagen?"

„Ja, mein Bruder rede! Er ist ein großer Jäger, und sein Wissen ist unermeßlich."

„Nein, ich bin unwissend genug, habe aber nur die Gewohnheiten der wilden Thiere aufmerksam beobachtet."

„Nun," fragte Don Miguel, Sie glauben, „daß der Bär .....?"

„Die rothe Ceder oder einer seiner Söhne ist," fiel ihm Valentin lebhaft ins Wort.

„Was bringt Sie auf die Vermuthung?"

„Erstlich, daß die wilden Thiere um diese Zeit zur Tränke gehen und, gesetzt auch, jenes wäre schon dort gewesen, so fliehen die Thiere den Menschen ohne Unterschied. Der Bär hätte, von dem Scheine der Fackeln geblendet und von dem Geschrei, welches durch den sonst so stillen Wald schallt, erschreckt, die Flucht ergreifen müssen, was ihm leicht genug gewesen wäre, statt sorglos in einer Höhe von hundert Fuß vor uns zu tanzen; und zwar um so mehr, als der Bär ein zu vorsichtiges und egoistisches Thier ist, um seine werthe Person leichtsinniger Weise so schwachen und zerbrechlichen Zweigen anzuvertrauen, wie diejenigen waren, auf welchen er balancirte; ich bin auch, je mehr ich darüber nachdenke, immer fester überzeugt, daß jenes Thier ein Mensch war."

Die Jäger und selbst das Einhorn, welcher den Worten Valentin's sehr aufmerksam gelauscht hatte, waren von der Richtigkeit seiner Bemerkungen durch-

drungen, es fielen ihnen hundert kleine Nebenumstände ein, welche sie Anfangs übersehen hatten, die die Vermuthung des Franzosen bestätigten.

„Es ist immer möglich," bemerkte Don Miguel, „und ich bin, für meinen Theil, nicht abgeneigt, es zu glauben."

„Mein Gott," erwiederte Valentin, „es ist begreiflich genug, daß sich der Häuptling in einer so finsteren Nacht, trotz seiner großen Erfahrung, irren konnte, besonders in einer so großen Entfernung, wie die, welche uns von dem Thiere trennte, was wir nur undeutlich sehen konnten; wir haben aber darin gefehlt und ich mehr, als alle Anderen, daß wir nicht gesucht haben, uns Gewißheit zu verschaffen."

„Ja," versetzte der Indianer, „mein Bruder hat Recht, die Weisheit wohnt in ihm."

„Jetzt ist es zu spät, umzukehren, der Bursche wird sich wohl ohne Sang und Klang empfohlen haben," sagte Valentin nachdenklich, „aber," fuhr er, sich umsehend, nach einer Weile fort, „wo ist denn Curumilla?"

In demselben Augenblicke hörten die Jäger in geringer Entfernung ein lautes Gekrach zerbrechender Zweige, begleitet von einem halberstickten Gestöhn.

„Oho!" rief Valentin aus, „ist es etwa der Bär, der dort spukt?"

Plötzlich ertönte das Geschrei der Elster.

„Das ist das Erkennungszeichen Curumilla's," sagte Valentin, „was Teufel hat er denn vor?"

„Wir müssen es wissen," bemerkte Don Miguel, „und deshalb umkehren."

„Bei Gott! Ich werde doch meinen alten Kameraden nicht so im Stiche lassen," erwiederte Valentin, indem er den Ruf beantwortete.

„Fort!" fuhr Don Miguel fort.

Die Jäger kehrten so rasch, als es der schmale, gefahrvolle Pfad, den sie wandeln mußten, gestattete, um.

Curumilla saß behaglich inmitten dichtbelaubter Zweige, die ihn vollständig verbargen, und lachte ganz heimlich in sich hinein.

Es war etwas so Unerhörtes, Curumilla lachen zu sehen und der gegenwärtige Augenblick schien Valentin dazu so wenig geeignet, daß er erschrak und im ersten Augenblicke nicht abgeneigt war, zu glauben, sein würdiger Freund sei plötzlich verrückt geworden.

„Hört, Häuptling," sagte er, indem er sich nach allen Seiten umsah, „sagt mir doch, warum Ihr lacht? Wäre es auch nur, um Eure Heiterkeit theilen zu können, so würde ich Euch verbunden sein, wenn Ihr mir den Grund derselben mittheilen wolltet."

Curumilla blickte seinen Freund mit seinen klugen Augen an und antwortete mit gutlaunigem Lächeln:

„Der Ulmen ist zufrieden."

„Das sehe ich wohl," fuhr Valentin fort, „doch weiß ich nicht, warum und möchte es wissen."

„Curumilla hat den Bären getödtet," antwortete der Aukas gemessen.

„Bah!" rief Valentin erstaunt aus.

„Mein Bruder kann sehen, dort liegt der Vetter des Sachem."

Das Einhorn sah empfindlich aus.

Valentin und seine Freunde folgten mit den Augen der Richtung, welche ihnen der Aukas andeutete.

Curumilla's Lasso hing, an dem Zweig befestigt, welcher sich über den Jägern befand, frei herab; an dem Ende desselben hing eine schwarze, unförmliche Masse.

Es war der Körper des Bären.

Curumilla hatte, während sich das Einhorn mit seinem Verwandten unterhielt, die Bewegungen des Thieres aufmersam beobachtet, es war ihm ebenso wie Valentin aufgefallen, daß dieselben nicht ganz natürlich waren, und er hatte wissen wollen, woran er sei; zu dem Zwecke wartet er, bis sich seine Freunde entfernt hatten, befestigte dann das eine Ende des Lasso's an einem starken Zweig und während der Bär arglos, in der Meinung, daß er seine Besucher los sei, bedächtig herabstieg, hatte ihm der Indianer hinterlistiger Weise die Schlinge über den Kopf geworfen. Bei diesem unerwarteten Angriffe strauchelte das Thier, verlor das Gleichgewicht, kurz, stürzte endlich herunter und blieb, vermöge der Schlinge, welche ihm den Hals zuschnürte, in der Schwebe hängen, was ihn verhinderte, sich die Glieder zu zerschmettern; freilich war er dafür erwürgt.

Die Jäger fingen an, den Lasso wieder hinaufzuziehen. Alle waren begierig, zu sehen, ob sie sich geirrt hätten.

Nach einiger Anstrengung lag der Körper des Thieres auf einem Aste ausgestreckt da.

Valentin beugte sich eifrig zu ihm, richtete sich aber schnell wieder auf.

„Ich dachte es doch," sagte er in verächtlichem Tone.

Er gab dem Bären einen Fußtritt auf den Kopf. Der Kopf löste sich los und rollte in die Tiefe. Statt dessen wurde das Gesicht Nathan's sichtbar, dessen bläulich gefärbte Züge fürchterlich verzerrt waren.

„Ach!" riefen sie aus, „Nathan!"

„Ja," antwortete Valentin, „der älteste Sohn der rothen Ceder."

„Das wäre Einer! ...." sagte Don Miguel in düsterem Tone.

Der arme Nathan war nicht glücklich in der Wahl seiner Verkleidung; unter der ersten lief er Gefahr, lebendig verbannt zu werden, in der zweiten wurde er erhängt.

VII.

Fortsetzung der Jagd.

Die Jäger blieben eine Zeit lang schweigend neben der Leiche ihres Feindes stehen.

Das Einhorn, der ihm wahrscheinlich wegen der Art und Weise, wie er ihn zum Besten gehabt, noch gram war, brach den Bann, der auf den Anwesenden zu ruhen schien, indem er sein Skalpmesser zog und mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit dem armen Teufel den Skalp abzog.

„Es ist der Skalp eines der Hunde mit den langen Messern," sagte er in verächtlichem Tone, indem er seine blutige Trophäe an den Gürtel hing. „Seine falsche Zunge wird Niemanden mehr belügen."

Valentin war in tiefe Gedanken verloren.

„Was fangen wir nun an?" fragte Don Miguel.

„Canelo!" rief Don Pablo aus, „das ist nicht schwer zu errathen, Vater: wir setzen unverzüglich unsere Jagd auf die rothe Ceder fort."

„Was sagt mein Bruder?" fragte das Einhorn Valentin in ehrerbietigem Tone.

Dieser erhob den Kopf.

„Für diese Nacht ist es zu Ende," antwortete er; „der Mann war beauftragt, uns zu beschäftigen, während seine Freunde nach einer anderen Richtung flüchteten.

Es würde sehr thöricht sein, wenn wir sie jetzt verfolgen wollten; sie haben einen zu bedeutenden Vorsprung als daß wir hoffen dürften, sie einzuholen; die Nacht ist so finster, daß wir auf jeden Ast einen Krieger als Kundschafter stellen müßten."

„Begnügen wir uns daher vorläufig damit, unsere Schildwachen so stehen zu lassen, wie wir sie ausgestellt haben. Bei Tagesanbruch wird sich der Rath des Volkes versammeln und entscheiden, welche Maßregeln zu ergreifen sind."

Alle waren mit diesem Vorschlage einverstanden.

Man schlug die Richtung nach dem Lager ein und hatte dasselbe eine Stunde später erreicht.

Als Valentin in der Lichtung ankam, schlug ihm das Einhorn auf die Schulter.

„Ich habe mit meinem Bruder zu sprechen," sagte er zu ihm.

„Ich höre," antwortete der Jäger, „die Stimme meines Bruders ist ein Wohllaut, der meinem Herzen stets angenehm ist."

„Mein Bruder wird sehr erfreut sein über das, was ich ihm zu sagen habe," fuhr der Häuptling lächelnd fort.

„Der Sachem kann mir nur etwas Erfreuliches sagen; welche Nachricht bringt er mir?"

„Sonnenstrahl ist heute Abend im Lager angekommen."

Valentin erbebte.

„War sie allein?" fragte er eifrig.

„Allein hätte sie nicht zu kommen gewagt,“ erwiederte der Häuptling hochfahrend.

„Das ist wahr,“ erwiederte Valentin ängstlich. „Also meine Mutter.....“

„Die Mutter des Jägers ist hier; ich habe ihr mein calli gegeben.“

„Ich danke Euch, Häuptling,“ sagte er mit Wärme, „Ihr seid in der That ein Bruder für mich.“

„Der große bleiche Jäger ist ein Kind unseres Volkes, mithin unser Aller Bruder.“

„Ach, meine Mutter! meine gute Mutter! wie ist sie hergekommen! ich eile, ich muß sie sehen!“

„Hier ist sie,“ sagte Curumilla.

Der Araukan hatte nach den ersten Worten des Häuptlings, in der Voraussicht seinem Freunde, eine große Freude zu bereiten, ohne etwas zu sagen, Frau Guillois herbei geholt, welche die Sorge wach erhalten, obwohl sie nicht wußte, daß ihr Sohn so nahe sei.

„Mein Sohn!“ rief die würdige Frau und schloß ihren Sohn in die Arme.

Nachdem der erste Sturm der Freude vorüber war, zog Valentin den Arm seiner Mutter sanft unter den seinigen und führte sie nach dem Calli zurück.

„Du bist nicht vorsichtig, Mutter!“ sagte er in vorwurfsvollem Tone. „Warum hast Du das Dorf verlassen? Die Jahreszeit ist vorgerückt, es ist kalt, Du kennst noch nicht das tödtliche Klima der Prairie; Deine Gesundheit ist schwankend, ich wünsche, daß Du Dich schonest und sehr aufmerksam auf Dein Befinden

seiest. Was sollte ich beginnen, wenn ich Dich verlieren sollte?"

„Liebes Kind!" antwortete die alte Dame gerührt. „Es macht mich sehr glücklich, mich so geliebt zu sehen. Die Freude dieser Stunde entschädigt mich reichlich für das, was ich während Deiner Abwesenheit gelitten habe. Ich bitte Dich, mich gewähren zu lassen; in meinem Alter darf man nicht auf eine ungewisse Zukunft rechnen; trenne Dich nicht mehr von mir, damit ich, da es mir versagt war, bei Dir zu leben, wenigstens in Deinen Armen sterben kann."

Valentin blickte seine Mutter aufmerksam an; diese traurigen Worte trafen ihn tief in's Herz; er erschrak über ihr Aussehen. Ihr blasses Gesicht, mit den außerordentlich spitzen Zügen schien nichts Gutes zu verheißen.

Frau Guillois bemerkte die Bewegung ihres Sohnes und lächelte trübe.

„Ich werde Dir, wie Du siehst, nicht lange mehr zur Last fallen; bald wird mich der Herr zu sich nehmen."

„Rede nicht also, Mutter; schlage Dir die düsteren Gedanken aus dem Sinne; hoffentlich wirst Du noch lange Zeit bei mir bleiben."

Die alte Dame schüttelte den Kopf, wie es alte Leute zu thun pflegen, wenn sie etwas gewiß zu wissen glauben.

„Wir wollen uns nicht mit thörichten Hoffnungen schmeicheln, mein Sohn," sagte sie fest, „sei ein Mann

und bereite Dich vor auf die unvermeidliche, baldige Trennung; versprich mir nur Eins."

„Rede, Mutter!"

„Versprich mir, was auch geschehen möge, mich nicht wieder zu verlassen!"

„Du befiehlst mir dadurch einen Mord zu begehen, Mutter; denn in Deinem jetzigen Zustande würdest Du kaum zwei Tage lang das Leben aushalten können, welches ich führe."

„Gleichviel, mein Sohn, ich will Dich nicht mehr verlassen; gieb mir das Versprechen, welches ich verlange."

„Mutter!" sagte er zögernd.

„Schlägst Du mir es ab?" fragte sie schmerzlich.

Valentin war tief ergriffen, er hatte nicht den Muth, länger zu zaudern.

„Nun," flüsterte er mit thränenweicher Stimme, „so sei es, da Du es verlangst; ich verspreche Dir, daß wir uns nicht wieder trennen werden."

Ein Strahl himmlischer Freude verklärte das welke Gesicht der alten Dame und gab ihr einen Augenblick einen glückseligen Ausdruck.

„Gesegnet seiest Du, mein Sohn! Du machst mich durch die Erfüllung meiner Bitte sehr glücklich."

„Du willst es, Mutter," murmelte er mit einem erstickten Seufzer; „Dein Wille geschehe, und möge mich Gott nicht dafür bestrafen, daß ich ihn befolge! Nun ist es aber an mir, zu fordern, da fortan mir die Sorge für Deine Gesundheit allein obliegt."

„Was verlangst Du?“ fragte sie mit zärtlichem Lächeln.

„Ich verlange, daß Du einige Stunden der für Dich unentbehrlichen Ruhe pflegest, um Dich von den Anstrengungen des Tages und den Aengsten der Nacht zu erholen.“

„Und Du, liebes Kind?“

„Ich werde ebenfalls schlafen, Mutter, denn so bewegt der heutige Tag auch gewesen, wird es der morgende nicht minder sein; schlafe daher ruhig und sei unbesorgt um mich.“

Frau Guillois umarmte ihren Sohn zärtlich und warf sich auf das Lager, welches die Fürsorge Sonnenstrahl's für sie bereitet hatte.

Valentin verließ den calli und gesellte sich zu seinen Freunden, die in geringer Entfernung an einem Feuer lagen, welches Curumilla angezündet hatte.

Der Jäger lehnte sich, anstatt, wie er seiner Mutter versichert hatte, zu schlafen, nachdem er einige Hände voll dürren Holzes in's Feuer geworfen, gegen einen Baumstamm, kreuzte die Arme über der Brust und versank in tiefes Sinnen.

Fast die ganze Nacht verstrich, ohne daß der Jäger daran dachte, zu ruhen.

Welche Gedanken drängten sich in dem Kopfe des starken Mannes, die mächtig genug waren, ihm Thränen zu erpressen?

Woher kam es, daß er so traurig und muthlos

schien und sein Herz schwach war, wie das eines Weibes?

Sein Schmerz blieb tief und heilig in der Tiefe seiner Brust, ein Geheimniß zwischen ihm und Gott.

Es gab noch Jemanden, der denselben ahnte und vielleicht auch die Ursache wußte; das war aber Curumilla, der lieber gestorben wäre, als daß er seinem Freunde hätte merken lassen, daß er die stets frische Wunde seines Herzens ergründet habe.

Die Stunden vergingen indessen, die Sterne erbleichten am Himmelsdome, der anfing, sich heller zu färben. Der Tag mußte bald anbrechen. Valentin ward durch die heftige Kälte der Morgenluft wieder auf die Erde zurückgerufen und murmelte mit einem halberstickten Seufzer:

„Sie ist glücklich ...."

Von wem sprach er?

Welches unbekannte Wesen erweckte in seinem Herzen während einer langen, schlaflosen Nacht so traurige Gedanken? Das hätte Niemand verrathen können, denn ihr Name war nie über die Lippen des Jägers gekommen.

Er schürte das fast erloschene Feuer wieder an.

„Ich muß doch versuchen, ein Wenig zu schlafen," murmelte er.

Bei diesen Worten wickelte er sich fest in seinen Bisampelz, streckte sich auf die Erde und erwartete den Schlaf, jenen mächtigen Tröster der Leidenden, die ihn oft vergebens herbeiwünschen, ohne daß er sich bewegen

ließe, ihnen für wenige Stunden Vergessenheit ihrer Schmerzen zu gönnen. Er fing kaum an einzuschlummern, als sich eine Hand sanft auf seine Schulter legte und eine schüchterne Stimme ihm seinen Namen in's Ohr flüsterte:

Der Jäger schlug die Augen auf und richtete sich schnell empor.

„Wer ist da?" sagte er.

„Ich! Die weiße Gazelle!"

Wirklich stand das junge Mädchen regungslos neben ihm.

Valentin, der vollkommen munter geworden, warf seinen Pelz ab, stand auf, schüttelte sich ein Wenig und sagte:

„Ich stehe zu Diensten. Was wünschen Sie?"

„Sie um Ihren Rath bitten."

„Reden Sie, ich höre."

„Diese Nacht suchten die schwarze Katze und ich, indessen Sie die rothe Ceder in der Richtung suchten, ihn in der anderen," fuhr sie fort.

„Wissen Sie vielleicht, wo er ist?" unterbrach er sie eifrig.

„Nein, aber ich vermuthe es."

Er blickte sie durchdringend an und sie hielt den Blick aus, ohne die Augen niederzuschlagen.

„Jetzt bin ich, wie Sie wissen, vollkommen zuverlässig," sagte sie treuherzig.

„Verzeihen Sie mir, ich hatte Unrecht; fahren Sie fort, ich bitte."

„Ich habe mich nicht ganz richtig ausgedrückt, als ich Ihnen sagte, daß ich Sie um einen Rath bitten wolle; es ist vielmehr eine Bitte, welche ich Ihnen vorzutragen habe."

„Seien Sie versichert, daß ich, wenn es in meiner Macht steht, dieselbe zu erfüllen, nicht anstehen werde, es zu thun."

Die weiße Gazelle zögerte eine Weile, dann schien sie mit sich zu kämpfen und endlich einen Entschluß gefaßt zu haben; sie fuhr fort:

„Haben Sie einen persönlichen Haß auf die rothe Ceder?"

„Gewiß! Die rothe Ceder ist ein Elender, der über eine Familie, welche ich liebe, Schmerz und Trauer gebracht hat; er hat den Tod eines jungen Mädchens, welches mir sehr theuer war, und eines jungen Mannes, an den mich die Bande der Freundschaft knüpften, herbeigeführt."

Die weiße Gazelle machte eine ungeduldige Bewegung, faßte sich aber schnell.

„Also?" fragte sie.

„Ich werde ihn, wenn er in meine Hände fallen sollte, ohne Bedenken umbringen."

„Es giebt aber doch Jemanden, welcher schon seit Jahren ein blutiges Vergehen an ihm zu rächen hat."

„Von wem reden Sie?"

„Von the Blood's Son."

„Das ist wahr; er hat allerdings, wie er mir

gesagt hat, eine furchtbare Rechenschaft von ihm zu fordern."

„Nun," fuhr sie eifrig fort, „so seien Sie gütig, lassen Sie meinem Onkel, dem Blood's Son, die Genugthuung, sich der rothen Ceder zu bemächtigen."

„Warum verlangen Sie das von mir?"

„Weil die Stunde, es zu gewähren, gekommen ist, Don Valentin!"

„Reden Sie deutlicher."

„Mein Onkel hat mir von der Zeit an, wo der Räuber, ohne Hoffnung, entkommen zu können, im Gebirge eingeschlossen ist, aufgetragen, Sie darum zu bitten."

„Wenn er ihn aber entkommen ließe?" fragte er.

Sie lächelte bedeutsam.

„Das ist unmöglich," antwortete sie; „Sie wissen nicht, was ein zwanzigjähriger Haß vermag."

Sie sprach die Worte in einem Tone, vor welchem der Jäger trotz seines Muthes unwillkürlich erbebte.

Valentin würde, wie er selbst sagte, die rothe Ceder unbedenklich wie einen Hund getödtet haben, wenn er sich im Kampfe ihm gegenüber befunden hätte; aber es widerstand seiner Rechtlichkeit, der Großmuth seines Herzens, einen entwaffneten Feind zu schlagen, wie unwürdig und verworfen er auch sein mochte. So gut er im Grunde seines Herzens die Nothwendigkeit, der Sache ein für alle Mal ein Ende zu machen, einsah, so war er nicht unzufrieden, wenn sich Jemand Anderes

fand, der jenem Raubthiere in Menschengestalt, der rothen Ceder, gegenüber die Verantwortlichkeit und das Amt eines Henkers übernahm.

Die weiße Gazelle sah ihn aufmerksam an und folgte den wechselnden Empfindungen, welche sich in seinen Zügen malten, mit ängstlicher Spannung, um seinen Entschluß in denselben zu lesen.

„Nun?" fragte sie nach einer Weile.

„Was soll ich thun?" antwortete er.

„Mich handeln lassen, den Kreis so eng ziehen, daß unser Feind, selbst wenn er die Gestalt eines Prairie-Hundes annähme, nicht entkommen könne, und geduldig warten."

„Lange?"

„Zwei bis drei Tage höchstens; ist das zu lange?"

„Nein; vorausgesetzt, daß Sie Ihr Versprechen halten."

„Ich werde es halten, oder, um mich richtiger auszudrücken, mein Onkel wird es für mich thun."

„Das ist gleich."

„Es ist besser."

„Das wollte ich auch sagen."

„So ist es denn abgemacht?"

„Noch ein Wort."

„Reden Sie."

„Sie wissen, was mein Freund, Don Miguel de Zarate, durch die rothe Ceder erlitten hat, nicht wahr?"

„Ich weiß es.“

„Sie wissen, daß der Elende seine Tochter getödtet hat?“

„Ja,“ sagte sie mit bebender Stimme, „ich weiß es, aber verlassen Sie sich auf mich, Don Valentin, ich schwöre Ihnen, daß Don Miguel de Zarate glänzender gerächt werden soll, als er jemals hoffen durfte, es zu sein!“

„Gut; für den Fall, daß der Elende nach Verlauf der drei Tage, welche Sie verlangen und die ich Ihnen gewähre, seinen Lohn noch nicht erhalten haben sollte, werde ich die Sorge für seine Bestrafung übernehmen und kann Sie ebenfalls versichern, daß dieselbe furchtbar sein soll.“

„Ich danke Ihnen, Don Valentin! Mein Onkel verläßt sich auf Ihr Wort. Ich gehe nun.“

„Jetzt?“

„Sogleich.“

„Wohin gehen Sie?“

„Zu dem Blood's Son, um ihm Ihre Antwort zu überbringen.“

Die weiße Gazelle schwang sich mit Leichtigkeit auf ihr Pferd, welches gesattelt und gezäumt an einen Baum gebunden dastand, und sprengte, nachdem sie dem Jäger nochmals ihren Dank zugewinkt hatte, davon.

„Sonderbares Geschöpf!“ murmelte Valentin.

Da während obiger Unterhaltung der Tag angebrochen war und die Sonne am Himmel stand, ging

der Franzose nach dem calli des Einhornes, um die angesehensten Häuptlinge zur Berathung zu versammeln.

Sobald der Jäger in das calli trat, erhob sich Don Pablo, der bis dahin mit geschlossenen Augen, dem Anscheine nach schlafend, dagelegen hatte, plötzlich.

„Ach Gott!“ rief er aus, indem er inbrünstig die Hände faltete, „wie soll ich die arme Ellen retten? Wenn sie in die Hände jener Furie fällt, ist sie verloren.“

Hierauf eilte er nach kurzem Bedenken in vollem Laufe nach dem calli des Häuptlings. In dem Augenblicke, wo der junge Mann die Thüre erreichte, trat Valentin heraus.

„Wo laufen Sie denn so schnell hin, mein Freund?“ fragte er ihn.

„Ich möchte ein Pferd haben,“ antwortete Don Pablo.

„Ein Pferd!“ erwiederte Valentin erstaunt, „zu welchem Zwecke denn?“

Der Mexikaner warf ihm einen seltsamen Blick zu.

„Um mich nach dem Lager des Blood's Son zu begeben,“ antwortete er entschlossen.

Ein trauriges Lächeln umschwebte die Lippen des Franzosen. Er drückte die Hand des jungen Mannes und sagte in theilnehmendem Tone:

„Armes Kind!“

„Lassen Sie mich hin, Valentin, ich beschwöre Sie darum!“ sagte er mit bittender Geberde.

Der Jäger band ein Pferd los, welches vor dem calli angebunden stand und weidete.

„Gehen Sie," sagte er mit Trauer, „folgen Sie dem Rufe Ihres Schicksals!"

Der junge Mann dankte ihm mit Wärme, schwang sich mit einem Sprunge in den Sattel, gab dem Pferde die Sporen und sprengte mit verhängtem Zügel davon.

Valentin blickte ihm lange nach und als der Reiter seinen Augen entschwunden war, seufzte er und murmelte leise:

„Er liebt auch, der Unglückliche! ......"

Hierauf trat er in den calli, welchen seine Mutter bewohnte, um ihr einen guten Morgen zu wünschen.

VIII.

Der letzte Zufluchtsort.

Wir kehren nun zu der rothen Ceder zurück. Als der Squatter das Geschrei der Rothhäute hörte und in der Ferne den röthlichen Schein der Fackeln erblickte, glaubte er im ersten Augenblick, verloren zu sein; er brach mit verhülltem Gesichte zusammen und wäre in seiner Verzweiflung hinabgestürzt, wenn ihn nicht glücklicherweise Fray Ambrosio gehalten hätte.

„Demonios!“ rief der Mönch aus. „Nehmt Euch in Acht, compadre! Pantominen sind hier gefährlich.“

Aber die Muthlosigkeit des Räubers währte nur einen Augenblick, er richtete sich alsbald mit dem alten Stolze wieder empor und sagte in festem Tone:

„Ich werde entkommen!“

„Recht so, compadre, das heiße ich reden,“ sagte der Mönch, „nun müßt Ihr aber auch handeln.“

„Vorwärts!“ brüllte der Squatter.

„Wie so, vorwärts?“ fragte der Mönch erschrocken; „vorwärts heißt ja so viel als: auf das Lager der Rothhäute zu.“

Bald befanden sie sich wieder an der Stelle, wo sie das Lasso für Nathan hinuntergelassen und von wo sie sich im ersten Schrecken entfernt hatten, um ihren Rückzug anzutreten.

Dort angekommen, bog der Squatter die Zweige auseinander und blickte hinunter.

Das ganze Lager war in Aufruhr, man sah die Indianer nach allen Richtungen herumlaufen.

„Ach!“ murmelte die rothe Ceder, „ich hatte gehofft, daß sich die Satane alle aufmachen würden, mich zu verfolgen; es ist unmöglich, da durch zu kommen.“

„Daran dürfen wir gar nicht denken“ sagte Nathan, „wir würden rettungslos verloren sein.“

„Fassen wir einen Entschluß,“ murmelte der Mönch.

Ellen hatte sich ganz erschöpft auf einen Zweig gesetzt. Ihr Vater warf ihr einen trostlosen Blick zu.

„Armes Kind!“ murmelte er mit leiser, stockender Stimme; „sie muß so viel leiden!“

„Denke nicht an mich, Vater,“ antwortete sie, „rette Dich, laß mich hier!“

„Dich verlassen!“ rief er zornig aus, „nimmermehr! und gälte es auch mein Leben, nein, nein, ich werde Dich retten!“

„Was habe ich denn von jenen Männern, denen ich nie Etwas gethan habe, zu fürchten,“ fuhr sie fort; „sie werden sich meiner Schwäche erbarmen.“

Die rothe Ceder schlug ein höhnisches Gelächter auf.

„Frage die Jaguare, ob sie sich der Antilope erbarmen,“ sagte er; „Du kennst die Wilden nicht, armes Kind! Sie würden Dich unter tausend Qualen mit barbarischem Vergnügen umbringen.“

Ellen seufzte und senkte schweigend den Kopf.

„Die Zeit vergeht; wir müssen einen Entschluß fassen,“ wiederholte Fray Ambrosio.

„Geht zum Teufel!“ fuhr ihn der Squatter heftig an; „Ihr seid mein böser Geist!“

„So undankbar sind nun die Menschen!“ versetzte der Mönch ironisch, indem er die Augen scheinheilig gen Himmel erhob; „bin ich nicht Euer bester Freund?“

„Genug denn!“ unterbrach ihn die rothe Ceder mit Nachdruck; „wir können nicht länger hier bleiben, wir wollen umkehren.“

„Noch ein Mal?“

„Ist Dir ein anderer Weg bekannt, Teufel?“

[illegible]

Sie kehrten um.

„Wo ist Nathan?“ fragte der Squatter plötzlich: „ist er hinuntergefallen?“

„So ungeschickt bin ich nicht,“ antwortete der junge Mann lachend, „ich habe nur ein anderes Kleid angelegt.“

Er bog die Zweige auseinander, die ihn versteckten; seine Gefährten stießen einen Schrei der Ueberraschung aus.

Nathan hatte ein Bärenfell übergezogen, bis auf den Kopf, welchen er in der Hand hielt.

„Oho!“ sagte die rothe Ceder, „das ist ein glücklicher Fund; wo hast Du das gestohlen, Junge?“

„Ich habe mir nur die Mühe genommen, es von dem Zweige zu nehmen, an welchem es hing, um zu trocknen.“

„Bewahre es sorgfältig, vielleicht wird es uns bald von Nutzen sein!“

„Das habe ich auch gedacht.“

„Gut; vorwärts!“

Nach einigen Schritten blieb der Squatter stehen, streckte den Arm aus, um seine Gefährten aufmerksam zu machen, und lauschte.

Nach drei bis vier Minuten wendete er sich zu seinen Gefährten, beugte sich zu ihnen und sagte mit kaum hörbarer Stimme:

„Der Rückzug ist uns abgeschnitten, man geht in den Bäumen, ich habe das Krachen der Zweige und das Rauschen der Blätter gehört.“

Sie sahen ihn entsetzt an.

„Wir wollen deshalb noch nicht verzweifeln,“ fuhr er eifrig fort, „noch ist nicht Alles verloren; steigen wir etwas höher und halten uns bei Seite, bis sie vorüber sind. Unterdessen wird sie Nathan beschäftigen; in der Regel thun die Comanchen den Bären keinen Schaden, denn sie bilden sich ein, mit ihnen verwandt zu sein.“

Niemand hatte Etwas einzuwenden.

Sutter kletterte voran, der Mönch folgte ihm.

Ellen blickte ihren Vater traurig an.

„Ich kann nicht,“ sagte sie.

„Ich werde Dich retten, Kind, sage ich Dir,“ sagte er in unbeschreiblich zärtlichem Tone.

Er nahm das junge Mädchen in seine nervigen Arme und lud sie sanft auf seine Schultern.

„Halte Dich fest,“ murmelte er mit leiser Stimme „und fürchte Dich nicht.“

Hierauf erfaßte der Räuber mit einer Kraft, die durch seine väterliche Liebe um das hundertfache erhöht war, die Aeste, die sich über seinem Kopfe befanden, und verschwand hinter dem dichten Laube, indem er zu seinem Sohne sagte:

„Jetzt ist die Reihe an Dir, Nathan, mach' Deine Sache gut, Junge; unsere Rettung hängt von Dir ab.“

„Sei unbesorgt, Alter,“ antwortete der junge Mann, indem er den Kopf des Bären auf den Kopf setzte; „ich bin gerade nicht dümmer wie ein Indianer; sie werden mich für ihren Verwandten ansehen.“

Man hat bereits gesehen, was geschah und wie Curumilla diese List, die Anfangs so gut gelungen war, entdeckte.

Der Squatter war, als er seinen Sohn fallen sah, im ersten Augenblicke von Wuth entbrannt, und legte sein Gewehr an, welches er auf den Indianer richtete.

Glücklicherweise bemerkte der Mönch diese unbesonnene Bewegung zeitig genug, um ihn daran zu verhindern.

„Was beginnt Ihr?" sagte er, indem er den Lauf der Büchse in die Höhe richtete, „Ihr verderbt Eure Tochter!"

„Das ist wahr," murmelte der Squatter.

Ellen hatte durch einen besonderen Zufall Nichts gesehen, sonst würde ihr wahrscheinlich der Tod Ihres Bruders einen Schrei erpreßt haben, der ihre Gefährten verrathen hätte.

„Ach!" seufzte die rothe Ceder, „muß mir der Teufel von einem Franzosen mit seinem verwünschten Araukaner immer in den Weg treten? Nur sie konnten mich besiegen!"

Die Flüchtlinge blieben ohngefähr eine Stunde in furchtbarer Todesangst regungslos sitzen, um nicht entdeckt zu werden.

Sie waren so nahe von ihren Verfolgern, daß sie deutlich hörten, was dieselben sagten.

Endlich entfernten sich die Stimmen allmälig, die Fackeln verlöschten und Alles wurde wieder still.

„Ach!" stöhnte der Mönch, „sie sind fort!"

„Nicht Alle," antwortete der Squatter; „habt Ihr nicht gehört, was jener verwünschte Valentin sagte?"

„Ja, es ist wahr; der Rückzug bleibt uns immer noch abgeschnitten."

„Trotzdem wollen wir noch nicht verzweifeln; vorläufig haben wir hier Nichts zu fürchten, ruht Euch ein Wenig aus, indessen ich auf Kundschaft ausgehe."

„Hm!" brummte Fray Ambrosio, „warum gehen wir nicht lieber Alle? Das würde, wie ich glaube, vorsichtiger sein."

Die rothe Ceder lachte bitter.

„Hört, compadre," sagte er zu dem Mönche, dessen Arm er erfaßte und heftig drückte, „Ihr mißtraut mir und habt Unrecht, es zu thun; ich habe wohl ein Mal die Absicht gehabt, Euch zu verlassen, ich gestehe es ein, jetzt will ich es aber nicht mehr, wir werden uns Alle retten, oder vereint sterben."

„Oho! ist das Euer Ernst, compadre?"

„Ja, denn ich hatte mich auf die thörichten Verheißungen eines Priesters hin entschlossen, Buße zu thun, ich begann ein neues Leben, ich arbeitete rechtschaffen und suchte Niemandem zu schaden; die Menschen, welche ich zu vergessen strebte, erinnerten sich meiner, um sich zu rächen; sie haben ohne Rücksicht auf meine Anstrengungen und meine Reue meinen elenden Jakal niedergebrannt und meinen Sohn getödtet; jetzt hetzen sie mich wie ein wildes Thier, die alten Begierden erwachen in mir, die alten Leidenschaften, welche in meinem Herzen schlummerten, fangen wieder an zu gähren. Sie

haben mir den Krieg erklärt auf Tod und Leben. Gut, ich nehme bei Gott die Herausforderung an und werde sie ebenfalls ohne Gnade und ohne Unterlaß verfolgen, gleich wie ich, wenn sie sich meiner bemächtigen, von ihnen keine Barmherzigkeit zu erwarten habe. Sie mögen sich bei Gott vorsehen, ich bin die rothe Ceder! den die Indianer den Menschenfresser benannt haben, und ich will ihr Herz verzehren! Also, Mönch, Ihr könnt jetzt ruhig sein, wir werden uns nicht wieder trennen, Ihr seid mein böses Gewissen, wir sind daher untrennbar."

Der Squatter sprach die schändlichen Worte mit einem solchen Ausdrucke von Wuth und Haß, daß der Mönch einsah, daß er wirklich wahr rede, und in der That die bösen Neigungen wieder die Oberhand über ihn gewonnen hatten.

Ein widriges Lächeln der Freude spielte um seine Lippen.

„Geht, compadre, geht auf Kundschaft aus, wir werden Euch hier erwarten!"

Der Squatter entfernte sich.

Während seiner Abwesenheit ward kein Wort gesprochen; Sutter schlief, der Mönch vertiefte sich in seine Gedanken und Ellen weinte.

Das arme Kind hatte das abscheuliche Glaubensbekenntniß ihres Vaters mit einer Mischung von Entsetzen und Trauer vernommen; sie maß hierauf die Tiefe des Abgrundes, in welchen sie gesunken war, denn der Entschluß der rothen Ceder schied sie für immer von

der menschlichen Gesellschaft und verdammte sie für den Rest ihres Lebens zur Schmach und zu Thränen.

Nach einer Abwesenheit von ohngefähr einer Stunde kam die rothe Ceder wieder.

Seine Miene war heiter.

„Nun?“ fragte der Mönch angstvoll.

„Ich bringe gute Nachrichten!“ antwortete er; „ich habe ein Versteck gefunden, wo ich den Spürhunden der Prairie getrost Trotz bieten kann.“

„Weit von hier?“

„Kaum zwei Schritte entfernt.“

„So nahe?“

„Gerade darin liegt unsere Sicherheit; unsere Feinde werden nimmermehr annehmen, daß wir die Keckheit besitzen, uns so nahe von ihnen zu verstecken.“

„Das ist wahr; nun, so müssen wir hingehen.“

„Wenn Ihr wollt.“

„Sogleich.“

Die rothe Ceder hatte nicht zu viel gesagt, er hatte in der That ein Versteck entdeckt, welches alle wünschenswerthen Bedingungen der Sicherheit bot; wir würden, wenn uns nicht selbst während unseres Aufenthaltes in Far West ein Aehnliches bekannt geworden, kaum an die Möglichkeit eines solchen Versteckes glauben.

Nachdem sie ohngefähr zweihundert Ellen weiter gegangen waren, blieb der Squatter vor einer ungeheuren, vor Alter abgestorbenen Eiche stehen, deren Stamm hohl war.

„Es ist hier,“ sagte er, indem er die Blätter,

Lianen und Zweige behutsam zur Seite schob, welche die Höhlung vollständig verdeckten.

„Hm!“ brummte der Mönch, indem er sich über die Oeffnung beugte, die finster war, wie ein Sack, „da hinein müssen wir kriechen?“

„Ja,“ antwortete die rothe Ceder; „beruhigt Euch aber, es ist nicht sehr tief.“

Trotz dieser Versicherung zögerte der Mönch immer noch.

„Entweder, oder,“ sagte der Squatter; „wollt Ihr Euch lieber entdecken lassen?“

„Aber wir werden uns da drinnen nicht rühren können.“

„Seht Euch nur um.“

„Ich thue es.“

„Bemerkt Ihr, daß an der Stelle der Fels senkrecht abfällt?“

„Ja, in der That.“

„Gut. Wir befinden uns am Rande des Abgrundes von welchem unser armer Nathan sprach.“

„Ah!“

„Ja; der abgestorbene Stamm ist, wie Ihr seht, wie ein Balken in den Felsen eingekeilt?“

„Das ist wahr; das habe ich anfangs nicht bemerkt.“

„Wenn man also in das Loch kriecht, trifft man in Kurzem auf ein zweites, das höchstens fünfzehn Fuß von dem ersten entfernt ist und durch die Rinde des Baumes den Eingang zu einer Höhle bildet.“

„Oh!“ rief der Mönch vergnügt aus, „wie habt Ihr das Versteck gefunden?“

Der Squatter seufzte.

„Schon vor sehr langer Zeit,“ sagte er.

„Ja, aber,“ wendete Fray Ambrosio ein, „wenn Ihr es kennt, kann es auch Anderen bekannt sein.“

„Nein,“ antwortete er kopfschüttelnd; „nur Einer kannte es außer mir und die Entdeckung desselben hat ihm das Leben gekostet.“

„Gut, dann bin ich beruhigt.“

„Weder Jäger noch Trapper kommen jemals bis hierher, es ist ein Abgrund; wir würden, wenn wir in der Richtung noch einige Schritte weiter gingen, die Tiefe unter uns gähnen sehen, die unermeßlich ist und deren eine Wand der Felsen bildet; ich will übrigens, um Euch jeden Zweifel zu benehmen, zuerst hinuntersteigen.“

Hierauf warf die rothe Ceder einige Stücken Fackelholz in das offene Loch, warf sein Gewehr über die Schulter und ließ sich, indem er sich mit den Händen festhielt, hinuntergleiten.

Sutter und Fray Ambrosio blickten ihm neugierig nach.

Der Squatter schlug Feuer, zündete eine Fackel an und erhob sie über seinem Kopfe.

Der Mönch konnte sich nun überzeugen, daß der alte Skalpjäger wahr gesprochen hatte.

Die rothe Ceder trat in die Höhle, pflanzte seine Fackel in den Boden derselben, so daß der hohle Stamm

beleuchtet war, dann kam er wieder und stieg vermittelst seines Lasso wieder hinauf zu seinen Freunden.

„Nun?“ fragte er sie, „was sagt Ihr dazu.“

„Wir werden dort sehr gut aufgehoben sein,“ antwortete der Mönch.

Er ließ sich hierauf, ohne sich weiter zu besinnen, hinuntergleiten und verschwand in der Höhle.

Sutter folgte seinem Beispiele.

Er blieb unten stehen, um seiner Schwester behülflich zu sein.

Das junge Mädchen schien von dem, was um sie her geschah, keine klare Vorstellung zu haben. Gut und folgsam, wie immer, glichen ihre Bewegungen denen eines Automaten und sie schien sich derselben kaum bewußt zu sein; die Worte ihres Vaters hatten sie ins Herz getroffen und die Kraft ihres Willens gebrochen.

Als sie ihr Vater in den Baum hinuntergelassen hatte, folgte sie ihrem Bruder willenlos in die Höhle.

Der Squatter, der noch allein zurückblieb, verwischte erst sorgfältig alle Spuren, welche den scharfen Blicken seiner Verfolger die Stellen hätte verrathen können, wo er vorübergekommen war; dann, als er sich überzeugt hatte, daß Nichts seine Nähe werde verrathen können, ließ er sich gleichfalls in das Loch hinab. Das Erste, was die Räuber thaten, war, ihre neue Wohnung zu mustern.

Sie war unermeßlich groß.

Die Höhle zog sich eine ansehnliche Strecke unter dem Berge hin. Sie war in mehrere Gemächer und

Stockwerke eingetheilt, von denen einige bis in den Gipfel des Felsen reichten, indessen sich wieder andere tief in den Boden senkten; ein unterirdischer See, welcher mehrere namenlose Bäche speiste, erstreckte sich unter einer niedrigen, von Fledermäusen wimmelnden Wölbung in unermeßliche Ferne.

Die Höhle hatte mehrere Ausgänge nach entgegengesetzten Richtungen; dieselben waren so gut versteckt, daß es vollständig unmöglich war, sie von außen zu sehen.

Nur Etwas machte den Abenteurern Sorge: nämlich auf welche Weise sie sich Lebensmittel verschaffen würden; darauf sagte die rothe Ceder, es sei Nichts leichter, als Fallen auszustellen, oder selbst in dem Berge zu jagen.

Ellen lag auf einem Lager von Pelzen, welches ihr Vater in der Eile für sie bereitet hatte, und schlief einen schweren, bleiernen Schlaf. Das unglückliche Kind hatte so viel Anstrengungen ertragen und so viel gelitten, daß sie sich buchstäblich nicht mehr aufrecht erhalten konnte.

Als die drei Männer ihre Musterung der Höhle beendet hatten, kam sie zurück und setzte sich neben sie.

Die rothe Ceder sah die Schläferin eine Weile mit unendlicher Trauer an; er liebte seine Tochter zu sehr, um sie nicht zu bemitleiden und mit Schmerz an das entsetzliche Schicksal zu denken, welches derselben bei ihm harrte; unglücklicherweise gab es keine Rettung.

Fray Ambrosio, der stets aufgeweckt war, zog den Squatter aus seinen Betrachtungen.

„Nun, compadre," sagte er zu ihm, „wir sind wahrscheinlich bestimmt, eine Weile hier auszuharren, nicht wahr?"

„So lange, bis unsere Verfolger ermüden, uns vergebens zu suchen, und sich entfernen."

„Das kann lange dauern; ich schlage daher größerer Sicherheit wegen Etwas vor."

„Was denn?"

„Es befinden sich hier Haufen von Felsstücken, die von der Decke herabgefallen sind, wir wollen zwei bis drei der größten vor die Oeffnung rollen, durch welche wir eingedrungen sind."

„Warum denn?" fragte der Squatter zerstreut.

„In unserer Lage ist es besser bewahrt wie beklagt; die Indianer sind so schlaue Füchse, daß sie im Stande wären, in den Baum herabzuklettern."

„Der padre hat Recht, Alter," sagte Sutter, der halb eingeschlafen war; „es ist keine große Mühe, die Steine hinzurollen und wir können dann wenigstens ruhig sein."

„Macht, was Ihr wollt," antwortete der Squatter und fuhr fort, seine Tochter zu betrachten.

Die beiden Männer standen nach erhaltener Erlaubniß ihres Anführers auf, um unverzüglich ihren Plan auszuführen. Eine halbe Stunde später war die Oeffnung der Höhle so kunstvoll verstopft, daß Niemand,

der es nicht gewußt, geahnt haben würde, daß sich ein so großes Loch dort befunden habe.

„Nun," sagte Fray Ambrosio, „können wir schlafen, man wird uns nicht stören."

IX.

Das Kästchen.

Trotz des Vorsprunges, welchen die weiße Gazelle vor ihm hatte, erreichte sie Don Pablo doch, zwei Stunden entfernt vom Lager.

Als das junge Mädchen Pferdegetrappel hinter sich hörte, drehte sie sich um.

Ein Blick reichte hin, um den Mexikaner zu erkennen.

Bei seinem Anblicke bedeckte sich das Gesicht des jungen Mädchens mit einer fieberhaften Röthe und ihre Glieder zuckten krampfhaft; kurz ihre Aufregung war so groß, daß sie gezwungen war, Halt zu machen. Sie suchte sich indessen, beschämt darüber, dem Manne, welchen sie hoffnungslos liebte, ihre Bewegung sehen zu lassen, zu fassen und es gelang ihr, eine gleichgül-

tige Miene anzunehmen, indessen die zurückgedrängte Leidenschaft in ihrem Herzen tobte.

„Was sucht er hier? Wo will er hin? Wir werden ja sehen," fügte sie nach einer Weile hinzu.

Sie wartete.

Don Pablo hatte sie bald erreicht. Der junge Mann, der von einer ungewöhnlichen nervösen Unruhe befallen war, befand sich nicht in einer zur Entfaltung diplomatischer Talente geeigneten Stimmung. Als er die weiße Gazelle erreicht hatte, grüßte er sie und setzte seinen Ritt, ohne sie anzureden, eilig fort.

Die Gazelle schüttelte den Kopf.

„Ich will ihn schon zum Reden bringen," sagte sie.

Sie trieb ihr Pferd mit dem chicote an und kam mit verhängtem Zügel neben Don Pablo an.

Die zwei Reiter setzten ihre Reise eine Zeit lang fort, ohne ein Wort zu sagen.

Jeder von ihnen schien sich zu scheuen, die Unterhaltung anzufangen, denn sie ahnten Beide, auf welches gefährliche Feld dieselbe nothwendig übergehen müsse. Sie gelangten auf diese Weise mit einander an eine Stelle, wo sich der Weg, welchen sie verfolgten, nach zwei entgegengesetzten Richtungen abzweigte.

Die Gazelle hielt ihr Pferd an und sagte, indem sie mit ausgestrecktem Arme nach Norden deutete:

„Ich gehe dorthin."

„Ich auch," sagte Don Pablo, ohne sich zu bedenken.

Das junge Mädchen blickte ihn mit einem Er-

staunen an, welches zu natürlich schien, um nicht geheuchelt zu sein.

„Wohin gehen Sie?" fragte sie.

„Nach dem Lager des Blood's Son."

„So, ich auch; was ist denn da zu verwundern?"

„Ich wundere mich keineswegs; was geht es mich an?" sagte sie mit bedeutsamer Miene.

„Nun, so erlauben Sie mir, Nina, Sie bis dahin zu begleiten."

„Ich kann und will Ihnen nicht wehren, mir zu folgen; der Weg gehört Jedermann, Caballero," sagte sie kurz.

Sie schwiegen wieder; Jeder von ihnen unterhielt sich mit seinen Gedanken.

Zuweilen warf die weiße Gazelle ihrem Begleiter einen jener durchdringenden Frauenblicke zu, welche bis in die Tiefe des Herzens dringen, ein Lächeln umschwebte ihre reizenden Lippen und sie schüttelte muthwillig den Kopf. Wahrscheinlich drängten sich seltsame Gedanken in ihrem jungen, siebenzehnjährigen Herzen.

Gegen zwei Uhr des tarde, wie man in den spanischen Provinzen sagt, kamen sie an den Uebergang über einen kleinen Bach, an dessen jenseitigen Ufer man die Zelte des Lagers des Blood's Son in einer Entfernung von kaum zwei Stunden an den Berg gelehnt liegen sah.

Die weiße Gazelle machte Halt und in dem Augenblicke, wo ihr Begleiter sein Pferd in das Bett des Baches treten ließ, legte sie ihre Hand auf den

Zügel desselben und hielt ihn mit den in sanftem aber festem Tone gesprochenen Worten zurück:

„Ein Wort, Caballero, wenn ich bitten darf, ehe wir weiter reiten."

Don Pablo sah sie erstaunt an, doch machte er keinen Versuch, sich ihrer freundschaftlichen Annäherung zu entziehen.

„Ich höre, Senorita," antwortete er mit einer Verbeugung.

„Ich weiß, warum Sie sich nach dem Lager des Blood's Son begeben," sagte sie.

„Das bezweifle ich," erwiederte er kopfschüttelnd.

„Heute morgen lagen Sie, während ich mit Don Valentin sprach, zu unseren Füßen."

„Allerdings."

„Ihre Augen waren zwar geschlossen, dafür waren Ihre Ohren offen."

„Das heißt?"

„Sie haben unser Gespräch gehört."

„Und wenn dem so wäre, was würden sie daraus folgern?"

„Folgendes: Sie gehen nach dem Lager, um meine Pläne zu durchkreuzen, ja, sie wo möglich zu vereiteln."

„Ich!"

„Sie."

Der junge Mann erbebte. Er sah enttäuscht aus, als er sich so vollständig durchschaut sah.

„Senorita...." stammelte er verlegen.

„Leugnen Sie nicht," sagte sie gütig, „es wäre vergebens; ich weiß Alles."

„Alles!"

„Ja, und weit mehr, als Sie selbst wissen."

Der Mexikaner war bestürzt.

„Spielen wir ehrliches Spiel," fuhr sie fort.

„Das bin ich gern zufrieden," sagte er, ohne zu wissen, was er sprach.

„Sie lieben die Tochter des Squatters," sagte sie unumwunden.

„Ja," erwiederte er.

„Sie wollen sie retten?"

„Ja."

„Ich werde Ihnen helfen."

„Sie?"

„Ich."

Es entstand eine Pause.

Die beiden Reisegefährten hatten die wenigen Worte mit fieberhafter Hast ausgetauscht.

„Täuschen Sie mich auch nicht?" fragte Don Pablo nach einer Weile schüchtern.

„Nein," antwortete sie offen; „wozu auch? Sie haben ihr Ihr Herz geschenkt; man liebt nur ein Mal. Ich werde Ihnen helfen," sage ich.

Der junge Mann sah sie halb entsetzt, halb erstaunt an.

Er wußte, welch' eine unversöhnliche Feindin der armen Ellen die weiße Gazelle noch vor wenig Monaten gewesen, und er fürchtete eine Falle.

Sie errieth seine Gedanken und sagte mit trüben Lächeln:

„Die Liebe ist mir untersagt; mein Herz ist kaum groß genug, den Haß in sich aufzunehmen, der es verzehrt; ich lebe nur noch meiner Rache. Sie können mir glauben, Don Pablo, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihnen treulich beistehen werde. Wenn Sie das Glück endlich gefunden und mir einen Theil desselben zu verdanken haben werden, werden Sie vielleicht ein wenig Freundschaft und Dankbarkeit für mich empfinden. Das ist ja das Einzige, wonach ich fortan strebe. Ich bin eines jener unglücklichen Geschöpfe, welche das Geschick unaufhaltsam weiter treibt, bis sie unterliegen. Bedauern Sie mich also, Don Pablo, verbannen Sie aber die Zweifel, denn Sie werden, ich wiederhole es, nie eine treuere Freundin besitzen, als mich."

Das junge Mädchen sprach in so überzeugendem Tone, man sah so deutlich, daß sie nur dem Zuge ihres Herzens folgte und das Opfer ganz und vollständig gebracht hatte, daß Don Pablo unwillkürlich von einer so großen Selbstverleugnung gerührt war. Dem Drange seines jugendlich enthusiastischen Herzens folgend, reichte er ihr die Hand.

Das junge Mädchen drückte sie mit Wärme, trocknete eine Thräne und sagte dann, ihre Bewegung unterdrückend:

„Kein Wort weiter für jetzt; wir verstehen uns, nicht wahr?"

„Ja, gewiß!" antwortete er voll Freude.

„Nun, so wollen wir das Flüßchen überschreiten," fuhr sie lächelnd fort, „in zehn Minuten werden wir das Lager erreicht haben. Niemand darf ahnen, was zwischen uns vorgefallen ist."

„Wirklich waren sie nach zehn Minuten im Lager des Blood's Son, wo man sie mit Jubelgeschrei und Freundschaftsbezeugungen aufnahm."

Sie sprengten im Galopp durch das Lager und machten erst vor der Hütte des Feldherrn Halt.

Dieser stand, durch das Geräusch, welches ihre Ankunft verursacht hatte, aufmerksam gemacht, vor derselben und erwartete sie.

Der Empfang war sehr herzlich.

Nach den ersten Begrüßungen stattete die weiße Gazelle ihrem Onkel Bericht ab über den Erfolg ihrer Sendung und über die Vorgänge, welche sich im Lager des Einhornes begeben hatten, während sie dort war.

„Diese rothe Ceder ist ein wahrer Teufel," antwortete er; „ich allein habe die Mittel in Händen, ihn zu fangen."

„Auf welche Weise?" fragte Don Pablo.

„Das sollen Sie gleich erfahren," sagte er. „Er setzte, ohne sich weiter auszulassen, eine silberne Pfeife an den Mund und ließ sie hell und anhaltend ertönen.

Bei diesem Rufe hob sich der Bisamvorhang, welcher vor der Thür der Hütte hing, und ein Mann trat ein.

Don Pablo erkannte den Andres Garote. Der Gambusino grüßte mit jener katzenfreundlichen Höflich=

keit, welche den Mexikanern eigen ist, und wartete, indem er den Blood's Son mit seinen kleinen grauen, intelligenten Augen ansah.

„Meister Garote," sagte Letzterer, indem er sich zu ihm wandte, „ich habe Euch rufen lassen, weil ich ernstlich mit Euch zu reden habe."

„Ich stehe zu Ew. Gnaden Befehl," antwortete er.

„Ihr werdet Euch ohne Zweifel des Vertrags erinnern," fuhr the Blood's Son fort, „welchen wir abgeschlossen haben, als ich Euch in meine cuadrilla aufnahm."

Andres Garote nickte bejahend.

„Ich entsinne mich dessen," sagte er.

„Gut. Habt Ihr immer noch einen Groll auf die rothe Ceder?"

„Nicht gerade auf die rothe Ceder, Ew. Gnaden; er selbst hat mir nie Etwas gethan."

„Ganz recht. Ihr wünscht aber wahrscheinlich immer noch, Euch an Fray Ambrosio zu rächen?"

Das Auge des Gambusino blitzte haßerfüllt auf.

The Blood's Son fing den Blick auf.

„Ich würde mein Leben darum geben, das seinige dafür zu haben."

„Gut. Ich freue mich, Euch so gestimmt zu sehen; Euer Wunsch kann, wenn Ihr es wünscht, bald erfüllt werden."

„Ob ich es will, Ew. Gnaden?" rief der Ranchero feurig aus. „Canarios!" sagt mir nur, „was ich zu thun habe, und es soll, bei meiner Seele, nicht

lange dauern! Ich versichere Euch, daß ich mich nicht lange bedenken werde!"

The Blood's Son unterdrückte ein Lächeln der Befriedigung.

„Die rothe Ceder, Fray Ambrosio und ihre Gefährten sind einige Meilen von hier im Gebirge versteckt; Ihr werdet Euch dorthin begeben."

„Ich fliege."

„Halt! Ihr werdet Euch, gleichviel auf welche Weise, zu ihnen gesellen, ihr Vertrauen gewinnen und, wenn Ihr alle nöthigen Erkundigungen eingezogen habt, werdet Ihr wiederkommen, damit wir uns der Natternbrut bemächtigen können."

Der Gambusino bedachte sich eine Weile; the Blood's Son glaubte, daß er zurücktreten wolle.

„Besinnt Ihr Euch?" fragte er.

„Ich mich besinnen!" rief der Ranchero aus und schüttelte mit seltsamem Audrucke den Kopf; „mit Nichten, Ew. Gnaden, im Gegentheil; ich gehe nur mit mir zu Rathe."

„Weshalb?"

„Sie sollen es erfahren; bei dem Auftrage, welchen ich eben erhalten habe, gilt es Tod oder Leben. Wenn mein Plan scheitert, ist für mich gesorgt. Die rothe Ceder wird mich tödten wie einen Hund."

„Das ist wahrscheinlich."

„Das ist sein Recht, und ich kann ihm deshalb keinen Vorwurf machen; ich will aber nicht, daß der Elende, wenn ich todt bin, entkomme."

„Verlaßt Euch auf mein Wort!"

Das Wieselgesicht des Gambusino nahm einen schlauen Ausdruck an und schaute ungemein listig darein.

„Ich verlasse mich darauf, Ew. Gnaden; Ihr habt aber sehr wichtige Geschäfte, die Eure ganze Zeit in Anspruch nehmen, und Ihr könntet mich, ohne es zu wollen, vergessen."

„Das steht nicht zu befürchten."

„Man kann für Nichts stehen Ew. Gnaden; es giebt seltsame Verkettungen im Leben."

„Was wollt Ihr damit sagen? Redet gerade heraus!"

Andres Garote hob sein zarapé auf, holte ein kleines stählernes Kästchen darunter hervor und stellte es auf den Tisch, an welchem the Blood's Son saß.

„Hier, Ew. Gnaden," sagte er in dem süßlichen Tone, den er nie ablegte, „nehmen Sie das Kästchen; sobald ich fort sein werde, erbrechen Sie es und Sie werden Papiere darin finden, welche Sie, wie ich gewiß glaube, interessiren werden."

„Was soll das heißen!" rief the Blood's Son aufgeregt aus.

„Ihr werdet sehen, Ihr werdet sehen!" antwortete der Gambusino mit unerschütterlicher Ruhe. „Auf diese Weise werdet Ihr, wenn Ihr nicht an mich denkt, doch an Euch selbst denken, und Eure Rache wird auch die meinige sein."

„Sind Euch denn die Papiere bekannt?" fragte the Blood's Son.

„Meinen Ew. Gnaden etwa, daß ich das Kästchen beinahe sechs Monate in den Händen gehabt, ohne mich zu überzeugen, was es enthält? Nein, nein, ich muß stets wissen, was ich besitze. Es wird Ew. Gnaden interessiren, Ihr werdet sehen."

„Aber warum, wenn es sich so verhält, habt Ihr mir die Papiere nicht früher gegeben?"

„Weil die Zeit dazu noch nicht gekommen war, Ew. Gnaden; ich wartete auf die Veranlassung, welche sich heute bietet. Der Mensch, der sich rächen will, muß vorsichtig sein; Ew. Gnaden kennen doch das Sprichwort: Die Rache ist eine Frucht, welche nur reif genossen werden darf."

Während der Gambusino diese Rede hielt, heftete the Blood's Son die Blicke auf das Kästchen und saß mit glühenden Augen und geballten Fäusten da.

„Ihr geht?" fragte er, als der Gambusino geendet hatte.

„Sogleich, Ew. Gnaden; ich bitte nur, mir zu erlauben, die Weisungen, welche Sie mir gegeben haben, ein Wenig abzuändern."

„Redet!"

„Es scheint mir, daß wir eine kostbare Zeit verschwenden, wenn ich wieder hierher kommen muß, eine Frist, welche die rothe Ceder, dessen Verdacht rege geworden sein wird, sicherlich benutzen wird."

„Das ist wahr. Was ist da zu thun?"

„O, das ist sehr einfach. Wenn der Augenblick gekommen sein wird, unsere Netze auszuwerfen, werde

ich ein Feuer im Gebirge anzünden, welches Euch zum Zeichen dienen wird, unverzüglich aufzubrechen. Aber es wäre gut, wenn mich Jemand begleitete, um in der Nähe des Ortes, an welchen ich gehen soll, versteckt zu bleiben."

„Das soll, wie Ihr sagt, geschehen," antwortete die weiße Gazelle, „nicht ein, sondern zwei Personen werden Euch begleiten."

„Wie so?"

„Don Pablo de Zarate und ich haben die Absicht, Euch zu folgen," fuhr sie fort, indem sie dem jungen Mann einen Blick zuwarf, welchen er verstand.

„Nun, dann ist Alles in der besten Ordnung," versetzte der Gambusino, „und wir werden aufbrechen, sobald Sie wollen."

„Sogleich! Sogleich!" riefen die jungen Leute einstimmig aus.

„Unsere Pferde sind nicht müde, sie werden den Ritt heute noch recht gut machen können," sagte Don Pablo.

„So beeilt Euch denn," sagte the Blood's Son, „denn die Zeit ist kostbar." Er brannte vor Ungeduld, allein zu sein.

„Ich brauche nur noch einige Minuten, um mein Pferd zu satteln."

„Geht! Wir erwarten Euch hier."

Die drei Zurückgebliebenen schwiegen und waren Alle neugierig auf den Inhalt des Kästchens, auf welches

the Blood's Son die Hand gelegt hatte, als ob er fürchte, daß es ihm geraubt werden könne.

In Kurzem hörte man Pferdegetrappel draußen und Garote steckte den Kopf durch den halb zurückgeschlagenen Vorhang.

„Hier bin ich," sagte er.

Die weiße Gazelle und Don Pablo erhoben sich.

„Fort!" riefen sie, nach der Thüre eilend.

„Glück auf den Weg!" rief ihnen the Blood's Son nach.

„Vergessen Ew. Gnaden das Kästchen nicht," sagte der Gambusino hohnlachend, „Ihr werdet sehen, daß Euch der Inhalt interessirt."

Der Eingangsvorhang fiel herunter, die Pferde jagten davon.

Sobald der Feldherr allein war, stand er auf, versperrte sorgfältig den Eingang der Hütte, um in der Arbeit, welche er vor hatte, nicht gestört zu werden; dann setzte er sich wieder hin, nachdem er aus einem Beutel von Antilopenfell mehrere Haken von verschiedener Gestalt genommen hatte.

Er nahm hierauf das Kästchen in die Hand und betrachtete es aufmerksam von allen Seiten.

Es war nichts Besonderes an demselben zu sehen; es war, wie wir schon früher erwähnt haben, ein leichtes Kästchen von ciselirtem Stahle, das mit dem trefflichsten Geschmacke gearbeitet, kurz ein reizendes Kunstwerk war.

Er zögerte, trotz seines Verlangens, den Inhalt

desselben kennen zu lernen, doch, es aufzubrechen; das zierliche Kästchen verursachte ihm eine Aufregung, die er sich nicht erklären konnte, es kam ihm vor, als habe er es einst schon einmal gesehen, und er suchte sich zu erinnern, bei welcher Gelegenheit.

„Ach!" sagte er in dumpfem Tone zu sich selbst, „wenn ich endlich der Vollendung des Werkes, welchem ich mich ganz gewidmet habe, nahe wäre!"

Er verfiel in tiefe Gedanken und blieb eine geraume Zeit mit stieren Blicken regungslos sitzen, indessen sich eine Fluth bitterer Erinnerungen über sein Herz ergoß. Endlich erhob er den Kopf, schüttelte heftig sein dichtes Haar und sagte, indem er sich mit der Hand über die Stirn strich:

„Genug des Zauderns! Ich muß wissen, woran ich bin. Eine innere Stimme sagte mir, daß dieses Mal meine Forschungen zum Ziele führen werden."

Hierauf griff er krampfhaft nach einem der Haken und steckte ihn in das Schlüsselloch. Aber seine Aufregung war so groß, daß es ihm nicht gelingen wollte, das Werkzeug herumzudrehen, er warf es zornig weg.

„Wie kindisch ich bin!" sagte er. „Ich will ruhig sein."

Er setzte den Haken mit fester Hand an. Das Kästchen sprang auf.

The Blood's Son blickte begierig hinein.

Es enthielt nur zwei von der Zeit vergilbte und verwitterte Briefe.

Eine Todtenblässe überzog das Gesicht des Aben=

teurers, als er sie erblickte; er hatte die Schriftzüge wahrscheinlich auf den ersten Blick erkannt. Er jauchzte vor Freuden laut auf und rief, indem er sich der Briefe bemächtigte, in einem Tone, der keinem Menschen anzugehören schien:

„Da sind also die Belege, welche ich vernichtet glaubte!"

Er faltete das Papier behutsam aus einander, um es nicht zu beschädigen, und fing an zu lesen.

Bald seufzte er befriedigt und erleichtert auf.

„Ah! Endlich liefert Euch Gott in meine Hand, meine Burschen! Wir werden mit einander abrechnen."

Er legte die Briefe wieder in das Kästchen, schloß es zu und steckte es in den Busen.

X.

Ein Rauch im Gebirge.

Die drei Abenteurer hatten das Lager des Blood's Son bald verlassen und die Richtung nach dem Gebirge eingeschlagen.

Sie ritten schweigend an einander weiter.

Sie ahnten, daß das Ende des unheilvollen Drama nahe bevorstehe und konnten sich trüber Gedanken nicht erwehren.

Es ist eine Eigenthümlichkeit aller Menschen, daß die Trauer die größte Gewalt über sie hat; der menschliche Organismus ist zum Kampfe geschaffen, das Glück ist nur eine Anomalie; der stärkste Mensch, der den härtesten Prüfungen widerstanden, erliegt häufig dem Glücke; seltsamer Weise ist daher dem Glücke Nichts ähnlicher als der Schmerz; sie äußern sich Beide auf so vollkommen gleiche Weise, daß ein Glück ebenso gut alle Kräfte lähmt, wie ein großer Schmerz. Die drei Personen, welchen wir gegenwärtig folgen, befanden sich unter dem Einflusse einer Stimmung, gleich der eben geschilderten. Sie empfanden in dem Augenblicke, wo sich ihre theuersten, lange gehegten Hoffnungen verwirklichen sollten, eine Bewegnng, welche sie vollständig beherrschte und die sie sich nicht zu erklären vermochten.

Sie waren im Begriff, einen entscheidenden Schritt zu thun. Sie hatten, so lange sie schon mit jenem furchtbaren Gegner kämpften, denselben stets aufrecht, kampfbereit und voll Entschlossenheit gefunden; er hatte die List mit List erwiedert und war schließlich, obgleich schwer verwundet, doch stets Sieger geblieben. Dieses Mal hatte sich endlich das Blatt gewendet; Gott schien dem Rechte endlich den Sieg verschaffen zu wollen;

und der Räuber harrte in seiner Zufluchtsstätte von Stunde zu Stunde auf seinen Fall.

Sie verhehlten sich indessen die Schwierigkeiten dieses letzten, entscheidenden Kampfes mit dem Squatter keineswegs; derselbe konnte sich, wenn es ihnen nicht gelang, ihn durch Kühnheit und List zu fangen, der ihm zugedachten Strafe durch einen freiwilligen Tod entziehen.

Man wird es begreiflich finden, daß die Reisenden nicht in der Stimmung waren, sich lebhaft zu unterhalten.

Sie erreichten die ersten Ausläufer der Berge, ohne ein Wort mit einander gewechselt zu haben.

Dort hielten sie an.

„Caballeros," sagte der Gambusino, „ich glaube, daß wir gut thun werden, ehe wir weiter gehen, einige nothwendige Maßregeln zu ergreifen."

„Was für Maßregeln meint Ihr, Freund?" antwortete Don Pablo.

„Wir betreten jetzt Regionen, wo uns unsere Pferde mehr hindern, als nützen werden; im Gebirge ist dem Fußgänger jeder Weg zugänglich, dem Reiter aber nicht."

„Ganz recht, wir können ja unsere Pferde hier lassen; die edlen Thiere werden sich nicht weiter entfernen, als nöthig ist, um ihre Nahrung zu suchen, Wir werden dieselben, wenn wir ihrer bedürfen, nach einigem Suchen stets wiederfinden."

„Ist die Senorita derselben Meinung?“ fragte der Gambusino ehrerbietig.

„Vollkommen,“ sagte sie.

„Nun, dann wollen wir absteigen, ihnen den Sattel und bossal abnehmen und sie dann ihrem Instinkte überlassen.“

Sie stiegen alle Drei ab, nahmen ihren Pferden die Sättel und Zäume ab, welche ihnen hinderlich waren, und trieben sie davon.

Die edlen Thiere, welche an ein solches Benehmen schon gewöhnt waren, entfernten sich kaum einige Schritte und fingen an, das dichte Gras der Prairie friedlich abzuweiden.

„Das wäre besorgt,“ sagte der Gambusino, „nun müssen wir an uns denken.“

„Was machen wir mit dem Sattelzeug?“ fragte die weiße Gazelle, „es wird eine Zeit kommen, wo wir nicht böse sein werden, es zur Hand zu haben.“

„Sehr richtig bemerkt,“ fuhr Andreas Garote fort, „wir wollen die Sättel auch sogleich in Sicherheit bringen; sehen Sie, jener hohle Baum wird uns als bequemes Versteck dienen.“

„Caramba!“ rief Don Pablo aus, „der Einfall ist originell und verdient, daß man ihn ausführe.“

Sie legten die drei Sättel in den vom Gambusino bezeichneten, hohlen Baum, worauf sie die Stelle so gut mit trockenen Blättern verdeckten, daß es unmöglich war, sie zu entdecken.

„Nun,“ sagte die weiße Gazelle, „wollen wir uns

nach einem Obdach umsehen; in jetziger Jahreszeit sind die Nächte, besonders im Gebirge, kalt; der Tag neigt sich rasch seinem Ende zu, bald wird uns Dunkelheit umgeben."

Unsere drei Buschklepper hatten das Lager ziemlich spät verlassen, und während sie ihre Sättel und Pferdegeschirre verbargen, war die schon sehr tief stehende Sonne vollends untergegangen; es herrschte das in der Prairie so kurze Zwielicht, wo der Tag schwindet und die Nacht hereinbricht, und die verzweiflungsvoll mit einander kämpfenden Schatten ein dämmerndes Licht über die Gegend verbreiteten, wodurch dieselbe, wie durch ein Prisma gesehen, erschien.

Dieser Moment mußte dazu benutzt werden, sich zu orientiren, damit man bei hereingebrochener Dunkelheit ohne Gefahr, sich zu verirren, weiter gehen konnte.

Das thaten sie auch. Nachdem sie sich mit einem Blick die hauptsächlichsten Bergspitzen eingeprägt hatten, gingen sie entschlossen weiter.

Sie stiegen während einer Stunde den Abhang hinunter, der immer steiler und steiler wurde, worauf sie eine schmale Plateforme erreichten, wo sie einen Augenblick Halt machten, theils um zu verschnaufen, theils um sich über ihr ferneres Verhalten zu berathen.

„Wie wäre es, wenn wir unser Lager hier aufschlügen?" sagte die weiße Gazelle. „Jener Felsen, der sich steil hinter uns erhebt, bietet einen trefflichen

Schutz gegen den Wind und ich glaube, daß wir hier, in unsere Mäntel und Bisampelze gewickelt, sehr gut schlafen werden."

„Nur Geduld, Nina," erwiederte der Gambusino bedächtig; „jetzt handelt es sich nicht darum, zu schlafen."

„Um was handelt es sich denn sonst?" fragte sie ungeduldig; „ich für meinen Theil kann versichern, daß ich ausgezeichnet gut schlafen werde."

„Das kann sein, Nina," versetzte Andreas, „wir haben aber Anderes zu thun, als zu schlafen."

„Was denn?"

„Uns zu orientiren."

„Uns orientiren? Ihr seid von Sinnen? Es ist ja rabenschwarze Nacht und der Teufel selbst, der doch an Finsterniß gewöhnt ist, müßte sich auf den Schwanz treten."

„Eben deshalb; wir müssen die Zeit benutzen, wo der Mond noch nicht aufgegangen ist, um die Umgegend zu recognosciren."

„Das verstehe ich nicht."

„Sehen Sie nur, wie durchsichtig die Luft ist; der flimmernde, unsichere Schein der Sterne ist hinreichend, um die Gegenstände auf eine ziemlich weite Entfernung zu unterscheiden. Wenn diejenigen, welchen wir nachstellen, essen, was wahrscheinlich ist, so werden sie ohne allen Zweifel die gegenwärtige Zeit gewählt haben, um ihre Speisen zu kochen."

„Nun?" fragte Don Pablo neugierig.

„Merken Sie wohl auf meine Worte; die rothe

Jeder erwartet nur von der Seite der Prairie eine feindliche Annäherung, nicht wahr?"

„Richtig."

„Er hat daher seine Vorsichtsmaßregeln nach jener Seite und nicht nach dieser getroffen; er ahnt nicht, daß wir ihm so nahe sind, und läßt, in der festen Ueberzeugung, daß ihn Niemand ausspäht, den Rauch seines Heerdes friedlich gen Himmel steigen, und das würde auch vollkommen ungefährlich sein, wenn wir nicht unglücklicherweise in der Nähe wären; das ist auch der Grund, weshalb ich trotz der späten Stunde darauf bestanden habe, uns in die Berge zu vertiefen."

Die weiße Gazelle und Don Pablo waren von der Richtigkeit dieser Bemerkungen durchdrungen. Sie fingen an, nach diesem praktischen Beweise der Sachkenntniß in Bezug auf die Gewohnheiten der Prairie, welchen ihnen ihr Führer eben gegeben, eine bessere Meinung von ihm zu haben und ihm die Ueberlegenheit zuzuerkennen, die Jeder, der irgend eine Sache gründlich kennt, früher oder später erlangen muß.

„Thut nach Eurem Gefallen," sagte Don Pablo.

„Wir werden uns Ihrer Ansicht unbedingt fügen," sagte das junge Mädchen.

Der Gambusino legte über diesen Gehorsam gegen seine Anordnung weder Eitelkeit noch Aufgeblasenheit an den Tag, er begnügte sich damit, seinen beiden Gefährten anzuempfehlen, den Ort, wo sie sich befanden, nicht zu verlassen, bis er wiederkomme, worauf er sich entfernte. Sobald der Gambusino allein war, fing er

an, statt im früheren Schritte weiter zu gehen, am Boden langsam den Felsen entlang hinzukriechen, indem er von Zeit zu Zeit den Kopf aufrichtete, sich umblickte und auf die unzähligen Laute der Wildniß lauschte.

Seine Abwesenheit dauerte lange. Don Pablo und das junge Mädchen gingen auf der Plateforme auf und ab, um sich während des Wartens warm zu erhalten. Endlich kam er nach ohngefähr zwei Stunden wieder.

„Nun?" fragte Don Pablo.

„Kommen Sie," antwortete der Gambusino lakonisch. Sie folgten ihm.

Er führte sie auf einem so steilen Pfade weiter, daß sie genöthigt waren, auf Händen und Füßen zu kriechen und mit den Knieen weiter zu rutschen, um nicht in einen Abgrund zu stürzen.

Nachdem sie eine Zeit lang unter unsäglichen Schwierigkeiten und Anstrengungen aufwärts geklettert waren, richtete sich der Gambusino auf und winkte seinen Gefährten ein Gleiches zu thun.

Diese, die wie gerädert waren, ließen es sich nicht zwei Mal sagen.

Sie befanden sich auf einer ähnlichen Plateforme, als die sie verlassen hatten. Sie war auch wie die erste, von einem hohen Felsen überragt; doch hatte derselbe eine große backofenartige Oeffnung und seltsamer Weise sah man in weiter Ferne in der Tiefe dieser Oeffnung ein Licht wie einen Stern schimmern.

„Seht!" sagte der Gambusino.

„Oho! was ist das?“ flüsterte Don Pablo überrascht.

„Haben wir zufällig gefunden, was wir suchten?“ rief die weiße Gazelle aus und faltete die Hände.

„Still!“ rief Andreas Garote mit fast unhörbarer Stimme, indem er ihr die Hand auf den Mund legte. „Wir befinden uns am Eingange einer Höhle, und diese unterirdischen Gewölbe sind sehr gute Schallleiter; die rothe Ceder hat ein feines Ohr; wir müssen, so fern er uns gegenwärtig auch ist, doch fürchten, von ihm gehört zu werden.“

Sie betrachteten den flackernden Schein eine geraume Zeit; es war ein kaum sichtbarer Punkt inmitten der allgemeinen Dunkelheit, gleich dem Auge der Höhle; zuweilen glitt ein Schatten darüber und verschwand eine Zeit lang vollständig.

Als der Gambusino glaubte, annehmen zu dürfen, daß sie ihre Neugierde vollständig befriedigt hätten, berührte er seine Gefährten leise am Arme und führte sie sanft einige Schritte zurück.

„Kommen Sie!“ sagte er.

Sie fingen wieder an zu steigen. Nach Verlauf von ohngefähr einer halben Stunde ließ er sie zum zweiten Male anhalten und sagte, indem er den Arm ausstreckte:

„Sehen Sie aufmerksam dorthin.“

„Ach!“ sagte Don Pablo nach einer Weile, „ich sehe Rauch!“

In der That konnte man einen dünnen, weißlichen Rauch erkennen, der aus der Erde zu steigen

schien und in durchsichtigen Wölkchen zum Himmel wirbelte.

„Ohne Feuer, kein Rauch!“ bemerkte der Gambusino hohnlachend; „zuerst habe ich Ihnen das Feuer gezeigt, hier ist der Rauch. Sind Sie überzeugt? Haben wir die Höhle des Tigers entdeckt?“

„Ja,“ antworteten sie einstimmig.

„Ist das nicht besser, als zu schlafen, wie?“ fuhr er mit einiger Ueberlegenheit fort.

„Was haben wir nun zu thun?“ fiel ihm die weiße Gazelle eifrig ins Wort.

„Mein Gott, das ist sehr einfach,“ antwortete Andres; „Einer von Ihnen wird sofort nach dem Lager zurückkehren, unsere Entdeckung verkünden und es dem Herrn dann überlassen, zu thun, was er für gut hält.“

„Gut,“ sagte das junge Mädchen, „ich gehe.“

„Und Sie?“ sagte der Gambusino zu Don Pablo.

„Ich bleibe.“

Garote machte keine Einwendungen.

Die weiße Gazelle eilte mit fieberhafter Hast den Abhang hinunter.

Der Gambusino breitete seinen Bisampelz auf die Erde, wickelte sich in seinen zarapé und legte sich hin.

„Was thun Sie da?“ fragte Don Pablo.

„Ich lege mich, wie Sie sehen, schlafen,“ antwortete er; „für jetzt können wir Nichts weiter thun, wir müssen bis morgen warten, um zu handeln; ich rathe Ihnen, ein Gleiches zu thun.“

„Das ist wahr,“ sagte der junge Mann, „Sie

haben Recht," hierauf hüllte er sich gleichfalls in seinen zarapé und streckte sich auf den Boden.

Eine Stunde verstrich auf diese Weise; die zwei Männer schliefen, oder schienen zu schlafen.

Plötzlich richtete sich Don Pablo leise wieder auf den Ellbogen auf, lehnte sich über seinen Gefährten und betrachtete ihn aufmerksam.

Andres Garote schlief wirklich ruhig und fest.

Der junge Mann stand beruhigt auf, untersuchte seine Waffen sorgfältig und stieg, nachdem er einen letzten Blick auf den Schläfer geworfen, den Berg hinab.

Der Mond war aufgegangen, der matte Schein desselben beleuchtete die Gegend mit einem so schwachen Lichte, daß es bei dem Schein desselben kaum möglich war, weiter zu gehen, ohne Gefahr zu laufen, in einen Abgrund zu stürzen.

Als der junge Mann die vor der Höhle befindliche Plateforme erreicht hatte nnd noch immer den Schein des Feuers flimmern sah, blieb er einen Augenblick stehen, sendete ein stilles, brünstiges Gebet zum hellgestirnten Himmelsdome, der sich über ihm wölbte, und trat, nachdem er sich durch eine letzte genaue Musterung von dem guten Zustande seiner Waffen überzeugt und sich bekreuzt hatte, entschlossen in die Höhle.

Es war sicher ein Beweis großen Muthes, daß er einer Gefahr auf solche Weise Trotz bot, welche um so furchtbarer schien, weil sie keine bestimmte Gestalt hatte.

Don Pablo schritt behutsam vor, indem er den

Schein des Feuers, der ihm als Leitstern diente, im Auge behielt, die Arme vor sich ausstreckte, den Körper vorbeugte und aufmerksam lauschte; von Zeit zu Zeit blieb er stehen, um auf das Brausen zu hören, das in unterirdischen Räumen fast ununterbrochen grollt, und sich bereit zu halten, den Angriffen Stand zu halten, welche, wie er vermuthete, die in der Dunkelheit lauernden Feinde auf ihn unternehmen würden. Er war schon geraume Zeit weiter gegangen, ohne daß der helle Punkt merklich größer geworden wäre; plötzlich hörte die granitene Felsenwand, an welche er sich mit der Linken gestützt hatte, auf und er sah im Hintergrunde einer kleinen Höhlung, in welcher eine Fackel brannte, Ellen auf den Knien liegen und inbrünstig beten.

Bei diesem unerwarteten Anblick blieb der junge Mann bewundernd stehen.

Das junge Mädchen lag mit aufgelöstem, wirr auf ihre Schultern herabfallendem Haare, mit bleichen, thränenfeuchten Wangen am Boden und schien sich dem heftigsten Schmerze zu überlassen.

Sie schluchzte und stieß halb unterdrückte Seufzer aus.

Don Pablo fühlte sich so tief ergriffen, daß er seiner Bewegung nicht zu gebieten vermochte. Das herzzerreißende Schauspiel ließ ihn alle Vorsicht vergessen, er eilte mit offnen Armen auf das junge Mädchen zu und rief mit dem Ausdruck der zärtlichsten Liebe:

„Ellen! Ellen! Was fehlt Ihnen?“

Beim Klange dieser Stimme, welche so unerwartet

an ihr Ohr schlug, richtete sich das junge Mädchen auf und sagte mit feierlicher Geberde:

„Flieh! Unglücklicher! Flieh! Sonst bist Du verloren!“

„Ellen!“ wiederholte er, indem er mit bittend emporgehaltenen Händen zu ihren Füßen sank, „hören Sie mich an, ich beschwöre Sie!“

„Was wollen Sie hier?“ fuhr sie fort.

„Sie retten, oder untergehen!“

„Mich retten?“ wiederholte sie mit herzzerreißendem Jammer; „nicht doch, Don Pablo, mein Loos ist für immer entschieden, verlassen Sie mich! Fliehen Sie, ich bitte darum!“

„Nein, sage ich! Eine furchtbare Gefahr droht Ihrem Vater, er ist rettungslos verloren; kommen Sie, fliehen Sie, noch ist es Zeit! Ja, Ellen, ich beschwöre Sie bei unserer reinen, fleckenlosen Liebe, mir zu folgen!“

Das junge Mädchen schüttelte ihre blonden Locken.

„Ich bin zum Verderben verdammt, Don Pablo!“ sagte sie, „wenn Sie länger hier verweilen, ist es Ihr Tod! Sie sagen, daß Sie mich lieben; wohlan, auch ich flehe Sie im Namen ihrer und meiner Liebe an, mich zu verlassen, auf ewig zu fliehen! Ja, Don Pablo, glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß meine Nähe tödtlich ist und ich ein verfluchtes Geschöpf bin.“

Der junge Mann kreuzte die Arme über der Brust, richtete stolz den Kopf in die Höhe und sagte entschlossen:

„Nein und abermals nein! Ich gehe nicht, ich will nicht haben, daß Sie allein das Schlachtopfer sein

sollen; was liegt mir am Leben, wenn ich Sie nicht wieder haben soll? Wir wollen vereint sterben, Ellen!"

„Ach Gott!" rief sie trostlos aus, „wie sehr liebt er mich! Herr, mein Gott! Habe ich genug gelitten? Ist das Maas endlich voll! Gieb mir die Kraft, o Herr, mein Opfer vollständig zu bringen! Hören Sie mich an, Don Pablo," sagte sie, indem sie seinen Arm erfaßte und heftig drückte, „mein Vater ist verfehmt, die ganze Welt stößt ihn von sich; in seinem tiefen Jammer bleibt ihm nur eine Freude, ein Glück: seine Tochter! Ich kann und will ihn nicht verlassen! Wie groß die Liebe auch sein mag, die ich Ihnen, Don Pablo, im Grunde meines Herzens geweiht habe, werde ich doch meinen Vater niemals verlassen. Nun ist Alles zwischen uns zu Ende, mein Freund; Sie würden sich, wenn Sie länger hier bleiben wollten, einer eben so großen, als unvermeidlichen Gefahr aussetzen. Gehen Sie daher, Don Pablo, gehen Sie, es muß sein!"

„Bedenken Sie," sagte der junge Mann mit thränenweicher Stimme, „daß dies unsere letzte Zusammenkunft sein wird!"

„Ich weiß es."

„Bestehen Sie da noch darauf, daß ich gehen soll?"

„Ich verlange es."

„Ja, aber ich will es nicht!" sagte plötzlich eine rauhe Stimme.

Sie sahen sich entsetzt um und erblickten die rothe Ceder, der auf seine Büchse gelehnt dastand und sie hohnlachend betrachtete.

Ellen warf ihrem Vater einen so funkelnden Blick zu, daß der alte Squatter unwillkürlich die Augen niederschlug.

Sie wendete sich, ohne ein Wort weiter zu sagen, zu Don Pablo, reichte ihm die Hand und sagte:

„Kommen Sie!“

Sie schritt entschlossen auf ihren Vater zu, der immer noch regungslos dastand.

„Platz gemacht!“ rief sie mit fester Stimme.

„Nein!“ antwortete der Squatter.

„Sieh Dich vor, Vater!“ erwiederte sie; „ich habe Dir mein Leben, mein Glück, jede Freude dieser Welt geopfert, aber unter einer Bedingung: nämlich, daß Dir sein Leben heilig sei; laß ihn also gehen, ich will es!“

„Nein,“ wiederholte die rothe Ceder, „er muß sterben!“

Sie schlug ein schallendes Gelächter auf, welches den beiden Männern durch Mark und Bein drang; mit einer raschen Bewegung zog sie eine Pistole aus dem Gürtel des Squatters, lud es und setzte die Mündung desselben an ihre Schläfe.

„Platz gemacht!“ wiederholte sie.

Die rothe Ceder heulte entsetzt auf.

„Halt!“ rief er ihr zu, indem er auf sie losstürzte.

„Platz gemacht, sage ich zum letzten Male, oder ich tödte mich!“

„Ah!“ rief er mit unbeschreiblicher Wuth aus,

„geh', Teufel! Ich werde Dich schon wieder zu finden wissen!"

„Leb' wohl, mein Geliebter!" rief Ellen leidenschaftlich aus, „leb' wohl zum letzten Male!"

„Ellen," antwortete der junge Mann, „auf Wiedersehen! Ich werde Dich gegen Deinen Willen retten."

Bei diesen Worten eilte er in den unterirdischen Gang zurück und verschwand.

„Jetzt Vater," sagte Ellen, nachdem die Schritte des Wanderers verhallt waren, indem sie die Pistole wegwarf, „thue mit mir, was Du willst!"

„Dir verzeihe ich, Kind," antwortete die rothe Ceder zähneknirschend; „ihn werde ich aber tödten!"

XI.

Letzte Nothwehr des gehetzten Ebers.

Don Pablo verließ die Höhle mit raschen Schritten und eilte zu Andreas Garote zurück.

Der Gambusino schlief immer noch.

Der junge Mann hatte einige Mühe, ihn zu wecken.

Endlich schlug er die Augen auf, richtete sich in die Höhe, dehnte sich eine Weile und sagte endlich, als er die Sterne über sich flimmern sah, in mißmuthigem Tone:

„Was ficht Euch an? Laßt mich doch schlafen, ich habe ja kaum Zeit gehabt, ein Wenig zu schlummern; der Tag ist noch fern.“

„Das weiß ich besser, wie Ihr, denn ich habe noch nicht geschlafen,“ versetzte Don Pablo.

„Daran haben Sie eben Unrecht gethan,“ erwiederte dieser, indem er unmäßig gähnte. „Schlafen Sie, glauben Sie mir, gute Nacht!“

Bei diesen Worten wollte er sich wieder hinstrecken; doch ließ ihm der junge Mann keine Zeit dazu.

„Es ist nicht Zeit zu schlafen!“ sagte er, indem er ihm sein zarapé wegzog, welches Jener sich vergebens bemühte, an sich zu ziehen.

„Ihr seid doch, weiß Gott, verrückt, daß Ihr mich so quält!“ rief er zornig aus. „Was ist denn eigentlich geschehen?“

Don Pablo erzählte, was er gethan habe.

Der Gambusino hörte ihn sehr aufmerksam an. Als Don Pablo geendet hatte, kratzte sich Andreas in den Haaren und sagte verlegen:

„Demonios! Das ist bedenklich! Das ist sehr

bedenklich! Die Verliebten sind doch Alle Narren! Sie vereiteln unser Unternehmen."

„Glauben Sie?"

„Canelo! Ich bin dessen gewiß! Die rothe Ceder ist ein alter Spitzbube, der so schlau ist, wie ein Opossum; nun er auf seiner Hut ist, muß derjenige, der ihn fangen will, sehr listig sein."

Don Pablo blickte ihn bestürzt an.

„Was ist da zu thun?" fragte er.

„Uns aus dem Staube machen; das ist wenigstens das Sicherste. Sie können sich doch wohl denken, daß Jener jetzt auf seiner Hut ist."

Es entstand zwischen den zwei Reisegefährten ein ziemlich langes Schweigen.

„Meiner Treu'!" rief plötzlich der Gambusino aus, „ich will mich noch nicht werfen lassen und dem alten Satan einen Streich spielen, an dem er mich erkennen soll."

„Welchen Plan habt Ihr?"

„Das ist meine Sache; wenn Sie mir mehr Vertrauen geschenkt hätten, wäre das Alles nicht geschehen und wir hätten die Angelegenheit zur allgemeinen Zufriedenheit beendet. Indessen, was geschehen ist, ist geschehen, und ich werde versuchen, Ihre Unbesonnenheit wieder gut zu machen. Was Sie betrifft, so entfernen Sie sich."

„Ich soll fort? Wohin denn?"

„An den Fuß des Berges; nur steigen Sie nicht eher wieder hinauf, bis unsere Kameraden bei Ihnen

sind; Sie werden ihnen als Führer dienen und sie herbringen."

„Aber Ihr?"

„Ich? Kümmern Sie sich nicht um mich, leben Sie wohl!"

„Nun," erwiederte der junge Mann, „ich werde Sie handeln lassen, wie Sie wollen."

„Den Entschluß hätten sie früher fassen sollen. Noch Eins! Lassen Sie mir Ihren Hut da, wollen Sie?"

„Von Herzen gern. Sie haben ja aber einen."

„Vermuthlich brauche ich einen zweiten. Ach, noch ein Wort!"

„Reden Sie!"

„Wenn Sie zufällig während des Hinuntersteigens Lärm, Geschrei, Schüsse, oder sonst was hören sollten, so achten Sie nicht darauf und hüten sich besonders, wieder umzukehren."

„Gut, abgemacht! Lebt wohl!"

„Leben Sie wohl!"

Der junge Mann warf seine Büchse über die Schulter, reichte dem Gambusino seinen Hut und fing an, den Berg hinunterzusteigen. Bald war er in den unzähligen Windungen des Berges entschwunden.

Sobald sich Andreas Garote allein befand, nahm er den Hut Don Pablo's, warf ihn, weit ausholend, in den Abgrund und sah hinunter, um ihn fallen zu sehen.

Der Hut wirbelte eine Weile in der Luft herum,

traf an einen Felsenvorsprung, prallte ab und blieb in einer ziemlichen Tiefe am Abhange des Berges liegen.

„Gut," murmelte der Gambusino zufrieden, „da liegt er gut; nun zu etwas Anderem."

Andreas Garote setzte sich bei diesen Worten auf die Erde, nahm seine Büchse und feuerte sie in die Luft ab; hierauf langte er eine Pistole aus dem Gürtel, streckte den linken Arm aus und drückte los; die Kugel drang durch das Fleisch hindurch.

„Caramba!" rief er aus, indem er der Länge nach hinstürzte, „das schmerzt mehr, als ich dachte! Nun, gleichviel! Die Hauptsache bleibt doch, daß mir mein Plan gelinge; warten wir nun das Resultat ab."

Es verging ohngefähr eine Viertelstunde, ohne daß die Stille in der Wildniß auf irgend eine Weise unterbrochen wurde.

Andreas lag immer noch ausgestreckt da und stöhnte und jammerte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Endlich ließ sich in geringer Entfernung ein stilles Geräusch vernehmen.

„Aha!" murmelte der Gambusino, der verstohlen beobachtete, was geschah, „es scheint zu ziehen und der Fisch ist im Netze."

„Wen, zum Teufel, haben wir denn hier!" sagte eine rauhe Stimme, „komm' doch her, Sutter."

Andreas Garote schlug die Augen auf und erkannte die rothe Ceder und seinen Sohn.

„Ah!" sagte er in kläglichem Tone, „Ihr seid es,

alter Squatter? Wo kommt Ihr denn her? Ich hätte sicherlich eher jeden Anderen zu sehen erwartet, als Euch, obgleich es mich freut, Euch hier zu begegnen."

„Die Stimme kenne ich," sagte die rothe Ceder.

„Es ist Andreas Garote, der Gambusino," sagte Sutter.

„Ja, ich bin es, mein guter Sutter," antwortete der Mexikaner. „Ach! Oh! Was ich leide!"

„Nun, was fehlt Euch denn und wie kommt Ihr hierher?"

„Ihr seid ja auch hier!" fuhr der Andere gereizt fort. „Cuerpo de Dios, seitdem ich meinen Rancho verlassen und die verwünschte Prairie betreten habe, ist mir es immer elender ergangen!"

„Wollt Ihr antworten, ja oder nein!" rief die rothe Ceder zornig aus, indem er den Kolben seiner Flinte heftig auf den Boden stieß und ihn mißtrauisch ansah.

„Ich bin verwundet, das seht Ihr doch selbst; ich habe eine Kugel im Arme und mein Leib ist ganz zerschlagen. Santa Maria! Wie ich leide! Aber gleichviel, der Spitzbube, der mich so zugerichtet hat, wird Niemandem mehr schaden."

„Habt Ihr ihn getödtet?" fragte der Squatter eifrig.

„Ein Wenig! Seht nur dort in den Abgrund, da liegt er."

Sutter beugte sich hinab.

„Ich sehe einen Hut," sagte er nach einer Weile; „der Körper kann nicht weit davon sein."

„Wenn er nicht bis in die Tiefe der barranca gerollt ist," fuhr Andreas fort.

„Das ist allerdings wahrscheinlich," fuhr Sutter fort, „denn die Felswand senkt sich fast senkrecht hinab."

„Ah! Demonios! Nuestra senora! Wie ich leide!" stöhnte der Gambusino.

Der Squatter blickte ebenfalls in den Abgrund hinab. Er erkannte den Hut des Don Pablo; er seufzte erleichtert und kam zu Andreas zurück.

„Wohlan," sagte er in etwas sanfterem Tone, „wir können nicht die ganze Nacht hier bleiben; kannst Du gehen?"

„Ich weiß nicht; ich will es versuchen."

„Versuche es in's Teufels Namen!"

Der Gambusino stand mit unsäglicher Anstrengung auf und versuchte einige Schritte zu gehen, sank aber wieder um.

„Ich kann nicht," sagte er muthlos.

„Bah!" meinte Sutter, „ich will ihn auf den Rücken laden, er ist nicht sehr schwer."

„Mach' schnell, daß es ein Ende hat!"

Der junge Mann bückte sich, nahm den Gambusino in seine Arme und lud ihn mit großer Leichtigkeit auf seine Schultern, als ob er ein Kind gewesen wäre.

Zehn Minuten später befand sich Andreas Garote in der Höhle, neben dem Feuer und Fray Ambrosio verband ihm den Arm.

„Nun, companero!“ sagte der Mönch; „Du bist sehr geschickt verwundet worden.“

„Wie so?“ fragte der Mexikaner ängstlich.

„Jawohl! Denn die Wunde im linken Arme würde Dich, im Falle der Noth, nicht hindern, eben so gut zu schießen, wie wir.“

„Das werde ich thun, verlaßt Euch darauf!“ sagte er mit bedeutsamer Betonung.

„Bei alle dem,“ bemerkte die rothe Ceder, „hast Du mir noch nicht gesagt, welcher Zufall Dich in's Gebirge geführt hat.“

„Eine sehr einfache Ursache führt mich her: Seit der Zerstreuung und Zerstörung unserer armen cuadrilla irre ich umher wie ein herrenloser Hund; die Indianer verfolgen mich wegen meines Skalps, die Weißen, um mich zu erhängen, weil ich mich bei der Bande der rothen Ceder befunden habe, und ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll. Schon seit zwei bis drei Tagen bin ich zufällig in diese Sierra gerathen; in der verflossenen Nacht wollte ich mich eben nach genossener Mahlzeit hinstrecken, um zu schlafen, als sich ein Mensch, den ich in der Dunkelheit nicht erkennen konnte, über mich herstürzte; das Uebrige wißt Ihr. Es thut Nichts, für ihn ist gesorgt.“

„Schon gut, schon gut,“ fiel ihm die rothe Ceder eifrig in's Wort, „das kannst Du für Dich behalten und nun gute Nacht, Du wirst der Ruhe bedürfen, schlafe, wenn Du kannst!“

Die List des Gambusino war zu einfach und zugleich zu geschickt erdacht, um nicht zu gelingen.

Niemand wird es einfallen, daß sich Jemand aus freiem Antriebe eine ziemlich gefährliche Wunde beibringen wird. Ueberdies hatte der Hut des Don Pablo dazu beigetragen, das Mißtrauen der rothen Ceder vollends zu verscheuchen.

Wie hätte er auch annehmen können, daß zwei Männer von so verschiedenem Charakter, verschiedener Stellung und ganz besonders verschiedenem Rufe sich mit einander verbündet haben sollten? Das war nicht wahrscheinlich, ja Alles war eher möglich, als das.

Die Räuber hegten daher auch kein Mißtrauen, denn sie betrachteten Garote als einen der Ihrigen.

Der würdige Ranchero, der sehr glücklich darüber war, in die Höhle des Löwen eingedrungen zu sein, und fast gewiß sein konnte, daß sein Plan gelingen werde, kümmerte sich wenig genug um seine Wunde, deren er oft genug erhalten und die er sich mit wirklich anerkennenswerther Geschicklichkeit beigebracht hatte, sondern setzte seinen unterbrochenen Schlaf, den Don Pablo so rücksichtslos gestört hatte, fort und schlief in einem Zuge fort bis zum Morgen.

Als er erwachte, sah er Fray Ambrosio an seiner Seite, der damit beschäftigt war, das Frühstück zu bereiten.

„Nun?“ fragte der Mönch, „wie geht es Dir heute früh?“

„Viel besser, als ich erwartet habe," antwortete er, „der Schlaf hat mir wohl gethan."

„Zeige mir Deine Wunde, compadre."

Andreas reichte den Arm hin und der Mönch verband ihn.

Die zwei Männer fuhren fort, mit einander zu schwatzen, wie ein paar alte Freunde, die erfreut sind, sich nach langer Trennung wieder zu sehen.

Plötzlich eilte die rothe Ceder, mit seiner Büchse in der Hand, herbei.

„Auf! Auf!" rief er ihnen entgegen, „der Feind ist da!"

„Der Feind!" wiederholte der Gambusino. „Canelo! Wo ist meine Büchse? Wenn ich nicht im Stande sein sollte zu stehen, so will ich sitzend schießen; man soll nicht sagen, daß ich meine Freunde in der Noth verlassen habe."

Sutter kam zu gleicher Zeit von der entgegengesetzten Seite herbeigesprungen und schrie:

„Auf!"

Dieser von zwei verschiedenen Seiten zugleich unternommene Angriff gab der rothen Ceder Stoff zum Nachdenken.

„Wir sind verrathen!" rief er aus.

„Von wem?" fragte der Gambusino dreist.

„Vielleicht von Dir," antwortete der Squatter zornig.

Andreas fing an zu lachen.

„Ihr seid verrückt, rothe Ceder," sagte er, „die

Gefahr hat Euch den Verstand genommen; Ihr wißt doch recht gut, daß ich gar nicht von hier gekommen bin."

Dem konnte nicht widersprochen werden.

„Und doch wollte ich gleich schwören, daß Einer von uns ein Verräther ist," fuhr der Squatter wüthend fort.

„Ihr thätet besser," sagte Andreas mit vortrefflich geheuchelter Empfindlichkeit, „zu flüchten, als hier ungegründete Anklagen vorzubringen. Ihr seid ein zu schlauer alter Fuchs, um nicht mehrere Ausgänge in Eurem Baue zu haben; es werden doch nicht Alle versperrt sein! Während Ihr Euch aus dem Staube macht, werde ich, der ich nicht von der Stelle kann, den Rückzug decken, dann werdet Ihr ja selbst sehen, ob ich Euch verrathen habe."

„Das wolltest Du wirklich thun?"

„Ich werde es thun."

„Nun, dann bist Du by God ein Mann und ich gebe Dir meine Achtung wieder."

In dem Augenblicke ertönte das durchdringende Kriegsgeschrei der Comanchen vor einem der Eingänge der Höhle; indessen von der anderen Seite der Ruf:

„Blood's Son! Blood's Son!" erschallte.

„Beeilt Euch! beeilt Euch!" sagte der Gambusino und griff nach der neben ihm liegenden Büchse.

„Ach! sie haben mich noch nicht!" antwortete die rothe Ceder, indem er seine Tochter, die vom Lärmen erschreckt herbei geeilt kam, in seine nervigen Arme nahm.

Die drei Räuber verschwanden in den Tiefen der Höhle.

Andreas sprang, wie von einer Feder emporgeschnellt auf und folgte ihnen an der Spitze von ohngefähr zwanzig Comanchen- und Apachen-Kriegern, die zu ihm gestoßen waren und die von dem Einhorne, der schwarzen Katze und der Spinne geführt wurden.

Bald knallten Flintenschüsse und wurden vom Wiederhalle aufgefangen und weiter getragen.

Der Kampf hatte begonnen.

Die rothe Ceder war auf seinem Wege nach einem Ausgange, den er frei glaubte, Valentin und seinen Gefährten begegnet.

Er zog sich rasch zurück, war aber gesehen worden, und das Schießen hatte sofort begonnen.

Es stand unter der finsteren Wölbung der Höhle ein furchtbarer Kampf bevor. Die erbitterten Feinde, welche sich hier gegenüber standen, hatten keine Gnade von einander zu hoffen.

Die rothe Ceder verlor indessen nicht den Muth. Indem er die Schüsse der Angreifer energisch erwiederte, sah er sich allenthalben nach einem anderen Ausgange um.

Die tiefe Finsterniß, welche in der Höhle herrschte, war den Räubern günstig: vermöge ihrer geringen Anzahl konnten sie sich hinter Felsstücke verstecken, und den Kugeln ausweichen, während ihre Kugeln in die dichten Reihen ihrer Feinde schlugen, welche sich um sie drängten, und fast immer trafen.

Plötzlich stieß der Squatter ein Triumphgeschrei aus und verschwand mit seinen Gefährten wie durch Zauberei.

Die Indianer und Jäger verstreuten sich nun, um die Flüchtlinge zu verfolgen.

Sie waren aber spurlos verschwunden.

„Auf diese Weise werden wir sie nicht finden,“ sagte Valentin; „wir laufen Gefahr uns selbst gegenseitig todt zu schießen. Einige Krieger müssen gehen und etliche Fackeln im Walde schneiden, während wir alle Ausgänge bewachen.“

„Das ist unnöthig,“ sagte Curumilla, der mit einem Arme voll Fackelholz herbei kam.

Nach einer Weile strahlte die Höhle vor Helligkeit.

Nun sahen die erstaunten Comanchen den mittlen Gang, durch welchen sich die rothe Ceder geflüchtet hatte; vor welchem sie hundert Mal vorbei gerannt waren, ohne ihn zu sehen.

Sie stürzten sich heulend hinein.

Sie prallten aber augenblicklich zurück, denn sie waren mit Flintenschüssen empfangen worden und drei der Ihrigen wanden sich im letzten Todeskampfe am Boden.

Der Gang war niedrig, eng und stieg in die Höhe, er bildete eine Art von Treppe. Kurz es war eine verderbliche Stellung. Kaum vier Mann konnten neben einander darin stehen.

Die Comanchen unternahmen den Sturm zehn Mal und wurden zehn Mal zurückgeschlagen.

Die Todten und Verwundeten lagen über einander auf der Treppe.

Die Sache fing an bedenklich zu werden.

„Halt!“ rief Valentin.

Alle blieben unbeweglich stehen.

Hierauf versammelten sich Valentin, das Einhorn, Don Miguel, Don Pablo, die weiße Gazelle, die schwarze Katze, der Blood's Son und einige andere Häuptlinge zum Rathe.

Curumilla hatte die Höhle mit ohngefähr zwölf Kriegern, welchen er gewinkt hatte, ihm zu folgen, verlassen.

Jeder äußerte, wie es leider fast immer in Augenblicken der Gefahr geht, eine andere Meinung, ohne daß es möglich war, einig zu werden.

In dem Augenblicke kam Curumilla mit seinen Kriegern wieder, welche, gleich ihm, mit trocknen Blättern und dürrem Holze beladen waren.

„Halt!“ rief Valentin, auf den Häuptling deutend, „Curumilla allein hat den besten Einfall gehabt.“

Die Uebrigen verstanden ihn nicht.

„Auf, meine Kinder!“ rief der Jäger, „noch einen letzten Sturm!“

Die Comanchen stürzten sich wüthend in den Gang; aber eine frische Salve zwang sie zum Rückzuge.

„Genug!“ befahl der Franzose, „das wollte ich nur wissen!“

Man gehorchte.

Jetzt wendete sich Valentin zu den Häuptlingen, welche ihm folgten.

„Offenbar,“ sagte er zu ihnen, „hat der Gang keinen Ausgang; das hat die rothe Ceder in der Hast

des Augenblickes nicht bemerkt, sonst wäre er nicht hineingegangen; wenn der Gang eine Oeffnung hätte, so würden die Räuber die kurze Frist, welche wir ihnen gegeben, dazu benutzt haben, sich zu flüchten, statt dort im Hinterhalte liegen zu bleiben."

„Das ist wahr," antworteten die Häuptlinge.

„Curumilla hat das, was ich Euch eben mittheile, errathen; daß er das einzige Mittel gefunden hat, welches jene Teufel zwingen kann, sich zu ergeben, ist ein Beweis dafür; er will sie einräuchern."

Diese Worte wurden mit Jubelgeschrei aufgenommen.

„Ihr Krieger!" fuhr Valentin fort, „werft so viel trockne Blätter und dürres Holz in jenes Loch, als nur hineingeht! Wenn genug Brennmaterial aufgehäuft sein wird, wollen wir es anzünden."

Alle beeilten sich um die Wette, ihm zu gehorchen.

Die rothe Ceder und seine Gefährten, welche wahrscheinlich die Absicht ihrer Feinde erriethen, suchten dieselben durch ununterbrochenes Schießen daran zu verhindern; aber die durch Schaden klug gewordenen Indianer stellten sich so, daß sie die Kugeln nicht treffen konnten, welche unschädlich vorüber flogen.

Bald war der Eingang des Ganges fast ganz mit brennbaren Stoffen zugestopft, welche man dort angehäuft hatte.

Valentin ergriff eine brennende Fackel; ehe er aber das Feuer anzündete, gebot er durch ein Zeichen Ruhe und rief dann den Belagerten zu:

„Rothe Ceder! Ihr sollt eingeräuchert werden, wollt Ihr Euch ergeben?“

„Geh' zum Teufel, verwünschter Franzose!“ brüllte der Squatter.

Drei Flintenschüsse folgten den energischen Worten.

„Achtung jetzt!“ befahl Valentin, „denn wenn die Teufel anfangen werden zu braten, unternehmen sie wahrscheinlich einen letzten, verzweifelten Rettungsversuch.“

Er bückte sich und warf seine Fackel in den Scheiterhaufen.

Alsbald prasselte das Feuer und ein dicker Vorhang von Qualm und Flammen versperrte den Eingang des Ganges.

Unterdessen hielten sich Alle bereit, einen Ausfall der Belagerten zurückzuschlagen. Die Indianer wußten, daß das Treffen heiß sein würde.

Sie brauchten nicht lange zu warten. Plötzlich sahen sie drei Gestalten wie Teufel durch das Feuer springen und sich mit blinder Wuth über sie herstürzen, Da entspann sich ein furchtbares Handgemenge in dem engen Raume, welches einige Minuten dauerte.

Sobald Don Pablo die rothe Ceder erblickte, stürzte er sich auf ihn. Er bemächtigte sich trotz des Widerstandes des Räubers seiner Tochter und trug sie in seinen Armen davon.

Der Squatter heulte wie ein Tiger und schlug Alles, was ihm in den Weg kam, zu Boden. Sutter und Fray Ambrosio kämpften ihrerseits mit der Todes-

verachtung und Unerschrockenheit von Männern, welche wissen, daß sie sterben müssen.

Aber der verzweifelte Kampf von mehreren hundert Männern gegen drei konnte nicht lange dauern.

Trotz ihrer Anstrengungen wurden die drei Räuber endlich mit dem Lasso umschlungen und ihnen jede Bewegung unmöglich gemacht.

„Tödtet mich, Ihr Elenden!“ heulte die rothe Ceder verzweiflungsvoll.

Der Blood's Son trat hierauf zu ihm, berührte seine Schulter und sagte:

„Ihr sollt nach dem Lynch-Rechte gerichtet werden, rothe Ceder!“

Als der Squatter den Abenteurer erblickte, machte er eine verzweifelte Anstrengung, seine Banden zu zerreißen und sich über ihn herzustürzen; doch gelang es ihm nicht und er stürzte, schäumend vor Wuth, wieder an den Boden, welchen er mit den Zähnen aufwühlte.

Sobald der Kampf beendet war, eilte Valentin aus der Höhle, um frische Luft zu schöpfen.

Sonnenstrahl erwartete ihn draußen.

„Koutonepi,“ sagte sie, „der Vater des Gebetes, Seraphim, schickt mich zu Euch. Eure Mutter liegt im Sterben.“

„Meine Mutter!“ rief der Jäger verzweiflungsvoll aus. „Mein Gott! Mein Gott! Wie fange ich es an, mich zu ihr zu begeben!“

„Curumilla ist schon davon unterrichtet,“ fuhr sie

fort; er erwartet Euch mit zwei Pferden am Fuße des Berges.

Der Jäger stürzte mit wahnsinniger Hast den Bergpfad hinunter.

XII.

Das Lynch-Recht.

Ehe wir in unserer Erzählung fortfahren, wollen wir mit wenigen Worten erklären, worin eigentlich jenes Lynch-Recht, welches wir bereits mehrere Male erwähnt haben und das nicht nur in den Prairien Südamerika's, sondern selbst in gewissen Theilen der Vereinigten Staaten eine so große Rolle spielt, besteht.

Obwohl wir Europäer uns mit Recht wundern, daß eine so ungeheuerliche Unsitte, wie das Lynch-Recht, in einer gesitteten Gesellschaft bestehen könne, so muß man doch, um gerecht gegen die Amerikaner zu sein,

bekennen, daß dieses Recht, obgleich wir das gegenwärtige System, dessen Grundbasis eben das Lynch=Recht bildet, entschieden mißbilligen, im Grunde doch das Resultat dringender Nothwendigkeit gewesen. Zu der Zeit, wo die ersten Vorfahren der Eingewanderten auf das Gebiet von Plymouth kamen, war das Lynch=Recht nichts Anderes, als die von einer völlig gesetzlosen Gemeinde festgestellte Strafe für Vergehen, gegen welche sie bei sich selbst Schutz suchen mußten. Heutzutage hingegen ist dieses Recht im Mittelpunkte der Union nur noch die Ausübung der ungesetzlichen Gewalt einer mit den bestehenden Gesetzen in Opposition lebenden Majorität, welche letzteren ebensowohl, als den vom Gesetze dictirten Strafen trotzt.

In den neuen Ansiedelungen, wo die Bevölkerung noch zu schwach ist, um, dem constitutionellen Grundsatze gemäß, als Gemeinde anerkannt zu werden, müssen die in der Mitte von Spitzbuben aller Art ihren Lebensunterhalt suchenden Ansiedler sich selbst beschützen und von dem Lynch=Rechte Gebrauch machen, denn sie entbehren des Schutzes des Gesetzes.

In den Prairien des Far West gleicht dieses Recht vollkommen dem Wiedervergeltungsrechte der alten Hebräer. Wir wollen uns nicht ausführlicher mit dem Lynch=Rechte, dessen Ursprung so dunkel ist, daß man nicht einmal die Entstehung des Namens kennt, beschäftigen. Einige behaupten, doch scheint uns diese Erklärung des Grundes zu entbehren, daß ein Pflanzer,

Namens Lynch, das Recht zuerst eingeführt habe; denn ein einziger kleiner Umstand spricht gegen die Wahrscheinlichkeit dieser Erzählung, daß nämlich dieses Recht schon an dem Tage bestand, wo die ersten Europäer in Amerika landeten. Es steht übrigens fest, daß das Lynch-Recht erst in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts angefangen hat, sich in den civilisirten Staaten der Union einzubürgern. Damals war dasselbe weit durchgreifender; man nahm eine Straßenlaterne von ihrem Pfahle und hing statt ihrer das Schlachtopfer auf; wir sind übrigens der Meinung, daß das Wort Lynch nur eine Ableitung, oder besser eine Corruption des Wortes Light, Licht ist.

Wir nehmen jetzt den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Vier Tage nach den im vorigen Kapitel berichteten Ereignissen bot das Lager des Einhornes einen seltsamen Anblick dar. Es befanden sich nicht nur Krieger von allen, mit dem Volke der Comanchen verbündeten Stämmen, sondern auch viele weiße Jäger und Trapper, so wie Halbblut-Indianer in demselben, welche aus allen Ortschaften der Prairie herbeigeeilt waren, um die kurz zuvor verhafteten Gefangnen zu richten, und nach dem Lynch-Rechte, wie man es in der Prairie ausübt, zu bestrafen.

Pater Seraphim, welcher gegenwärtig auch im Lager war, um Frau Guillois zu pflegen und in dem letzten Stadium ihrer Krankheit, welche allmälig ihren

Tod herbeiführte, zu trösten, hatte sich mit aller Energie gegen dieses Verfahren wider die Gefangenen aufgelehnt. Er stellte den Weißen und Indianern vergebens vor, daß man in den Vereinigten Staaten gerechte und vom Gesetze eingesetzte Richter finde, welche die Schuldigen gebührend bestrafen könnten; man achtete nicht auf seine Vorstellungen und er mußte sich mit blutendem Herzen fügen.

Da er die Gefangenen nicht retten konnte, wollte er sie wenigstens auf eine schickliche Weise zum Tode vorbereiten, aber auch das ward dem würdigen Missionär verweigert; die vom Laster verhärteten und abgestumpften Gemüther derjenigen, an welche er sich wendete, wollten auf keine Vorstellungen hören und verlachten ihn.

Sonderbarer Weise hatten die drei Gefangenen, seitdem sie ihren Feinden in die Hände gefallen waren, kein Wort mit einander gesprochen; sie kauerten Jeder in einem besonderen Winkel der Hütte, welche ihnen als Gefängniß diente, starrten finster und wild wie Raubthiere vor sich hin, und vermieden einander, so viel es ihnen ihre Fesseln erlaubten.

Nur Ellen allein bewegte sich wie der Engel des Trostes in ihrer Mitte; sie redete sanfte Worte zu ihnen und war besonders bemüht, die letzten Tage ihres Vaters zu erheitern.

Die rothe Ceder selbst lebte nur noch für seine Tochter, so oft ihn sein Kind mit verhaltenen Thränen an-

lächelte, flog auch über seine von den Leidenschaften zerwühlten Züge ein flüchtiges Lächeln; wenn es möglich gewesen wäre, ihn zum Guten zurückzuführen, so würde es nur seiner väterlichen Zärtlichkeit gelungen sein, ein solches Wunder zu bewirken. Jetzt war es aber zu spät, in seinem Herzen war außer dem einzigen Gefühle jedes andere erstorben und auch seine Liebe glich in ihrer Wildheit derjenigen eines Tigers oder Panthers.

„Ist heute endlich der bestimmte Tag, mein Kind?“ fragte er das junge Mädchen.

„Ich weiß nicht, Vater,“ antwortete sie schüchtern.

„Ich verstehe Dich, mein armes Liebchen, Du fürchtest mir weh zu thun, wenn Du die Wahrheit sagst, aber darin irrst Du; wenn ein Mensch, wie ich, so tief gesunken ist, wie ich es gegenwärtig bin, so hat er nur noch einen Wunsch, er sehnt sich nach dem Tode, und sieh, da ist die Antwort auf meine Frage; der Lynch = Richter ist im Begriffe, sein Amt auszuüben; heute hält er reiche Ernte,“ fügte er hohnlachend hinzu.

In dem Augenblicke entstand ein großer Lärm im Lager.

Man hatte am frühen Morgen bereits drei Pfähle errichtet und das Volk umdrängte die drei Pfähle, während es die Richter wählte, welche dem Zorne des Volkes genügen sollten.

Man wählte sieben Richter.

Es waren folgende:

Valentin, Curumilla, das Einhorn, die schwarze Katze, die Spinne und noch zwei andere Comanchen-Jäger.

Man hatte vermieden, diejenigen unter die Richter aufzunehmen, welche irgend eine Klage gegen die Gefangenen vorzubringen hatten.

Punkt zwölf Uhr Mittags entstand ein dumpfes Schweigen im Lager.

Eine Anzahl Trapper und Jäger war abgesandt worden, die Gefangenen herbeizuführen und sie vor die versammelten Richter, den drei Pfählen gegenüber hinzustellen.

Obwohl es dem Pater Seraphim nicht hatte gelingen wollen, in dem Herzen der Räuber einige gute Regungen zu erwecken, begleitete er dieselben doch, um sie bis zum letzten Augenblicke zu ermahnen und zu trösten. Er ging an der linken Seite der rothen Ceder und Ellen an der rechten.

Als die Gefangenen vor dem Richthofe standen, rief Valentin, welchen man gegen seinen Willen zum Präsidenten ernannt hatte, die Ankläger auf.

Sie traten vor.

Es waren deren fünf.

Nämlich: Don Miguel de Zarate, Don Pablo de Zarate, sein Sohn, Andreas Garote, die weiße Gazelle und der Blood's Son.

Valentin ergriff in lautem, festem Tone das Wort:

„Rothe Ceder," sagte er, „Ihr seid dem Lynch-Rechte gemäß gerichtet und sollt die Vergehen anhören, deren Ihr angeklagt seid; Ihr habt vollkommene Freiheit, Euch zu vertheidigen."

Der Squatter zuckte die Achseln.

„Euer Lynch-Recht ist albern," sagte er in verächtlichem Tone, „es kann nur tödten, ohne dem Schmerze Zeit zu lassen, sich fühlbar zu machen; bindet mich, statt eine so abgeschmackte Rache zu üben, an den Marterpfahl, laßt mich einen ganzen Tag dort stehen, da werdet Ihr Vergnügen haben und sehen, wie ein Krieger dem Tod ins Angesicht blicken und dem Schmerze trotzen kann."

„Ihr mißversteht unsere Absicht; wir wollen uns nicht rächen, sondern Euch bestrafen; der Marterpfahl ist nur das Vorrecht der tapferen, makellosen Krieger; die Verbrecher gehören an den Galgen."

„Wie es beliebt," erwiederte der Räuber gleichgültig, „ich habe nur im Interesse Eures Vergnügens gesprochen."

„Wer sind diejenigen, welche gegen die rothe Ceder Klage zu führen haben?" fuhr Valentin fort.

„Ich, Don Miguel de Zarate."

„Ich, Don Pablo de Zarate."

„Ich, den man the Blood's Son nennt, der ich aber der rothen Ceder meinen wahren Namen nennen kann, wenn er es wünscht."

„Das ist unnöthig," sagte eine dumpfe Stimme.

„Ich, die weiße Gazelle."

„Sprecht Eure Anklagen aus."

„Ich klage den Mann an, mir meine Tochter entführt und schließlich niederträchtig gemordet zu haben," sagte Don Miguel, „überdies klage ich ihn an, den Tod meines Freundes, des Generals Ibanez herbeigeführt zu haben."

„Was habt Ihr darauf zu antworten?"

„Nichts."

„Was sagt das Volk?" fuhr Valentin fort.

„Wir bezeugen," antworteten die Anwesenden einstimmig.

„Ich klage den Mann derselben Verbrechen an," sagte Don Pablo, „er hat meine Schwester entführt und gemordet."

„Ich klage den Mann an, das Haus meiner Eltern niedergebrannt, dieselben ermordet und mich den Räubern ausgeliefert zu haben, damit sie mich im Laster unterrichten sollten," sagte die weiße Gazelle.

„Ich," sagte der Blood's Son, „klage ihn derselben Verbrechen an; der Vater jenes jungen Mädchens war mein Bruder."

Ein Gemurmel des Abscheu's durchlief die Reihen der Versammlung.

Valentin erklärte, nachdem er sich flüsternd mit den Richtern berathen hatte:

„Die rothe Ceder ist, nachdem er einstimmig für

schuldig erklärt worden, verurtheilt, erst scalpirt, dann gehangen zu werden."

Sutter wurde einfach zum Strange verurtheilt; die Richter nahmen Rücksicht auf seine Jugend und die schlechten Beispiele, welche er beständig vor Augen gehabt.

Die Reihe kam nun an den Mönch.

„Einen Augenblick," sagte the Blood's Son vortretend, „der Mensch ist ein elender Abenteurer, der nicht berechtigt ist, das Kleid zu tragen, welches er schon zu lange entehrt; ich verlange, daß man es ihm ausziehe, ehe man seine Verbrechen nennt."

„Warum verschwendet Ihr Eure Zeit mit Anklagen und Eurem ganzen richterlichen Mummenschanz?" antwortete Fray Ambrosio höhnisch. „Ihr Alle, die Ihr uns richtet, seid eben so schuldig wie wir; Ihr seid Mörder, denn Ihr maßt Euch unrechtmäßiger Weise eine Gewalt an, welche Euch nicht zusteht. Heute richtet Ihr zufällig gerecht; in tausend Fällen verurtheilt Ihr, von dem uns umgebend Pöbel eingeschüchtert, Unschuldige. Ihr wollt meine Verbrechen kennen? Ich werde sie Euch gleich selbst sagen."

„Jener Mann hat Recht; ich bin und war ein Mönch; ich habe damit angefangen, ein Wüstling zu sein, und höre als Verbrecher auf. Ich habe in Gemeinschaft mit der rothen Ceder Meierhöfe eingeäschert, deren Bewohner ich entweder verbrannt oder ermordet habe, um sie später zu berauben. Ich bin wieder mit

der rothen Ceder Scalpjäger gewesen; ich habe geholfen, jenes junge Mädchen dort zu entführen. Was mehr? Ich habe den Bruder jenes Gambusino ermordet, um ihm das Geheimniß eines Goldfeldes zu entreißen. Was wollt Ihr noch? Denkt Euch die schändlichsten und fluchwürdigsten Verbrechen aus, ich habe sie alle begangen. Jetzt sprecht Euer Urtheil, vollstreckt es, denn Ihr werdet mir kein Wort weiter erpressen; ich verachte Euch, Ihr seid Niederträchtige!"

Nachdem er diese abscheulichen Worte mit empörender Frechheit gesprochen, blickte der Elende die Versammlung herausfordernd an.

„Ihr seid," fuhr Valentin, nachdem er die Stimmen eingesammelt, „verurtheilt, scalpirt, unter den Armen aufgehängt und mit Honig bestrichen so lange hängen zu bleiben, bis Euch die Fliegen und die Vögel des Himmels verzehrt haben werden."

Beim Anhören dieses entsetzlichen Urtheils konnte sich der Räuber einer Geberde des Schreckens nicht erwehren, indessen das Volk dem strengen Richterspruche Beifall zollte.

„Jetzt sollen die Urtheile vollzogen werden," sagte Valentin.

„Einen Augenblick!" sagte das Einhorn und sprang mit einem Satze auf, um sich vor die Richter hinzustellen. „Das Gesetz ist in Bezug auf die rothe Ceder nicht befolgt worden; heißt es nicht: Aug' um Auge, Zahn um Zahn?"

„Ja! Ja!“ riefen die Indianer und Trapper.

Die rothe Ceder fing an, von einer bangen Ahnung erfaßt, sein Herz klopfen zu hören.

„Ja,“ sagte the Blood's Son mit hohler Stimme, „die rothe Ceder hat Dona Clara, die Tochter des Don Miguel getödtet; dafür muß seine Tochter Ellen, sterben.“

Selbst die Richter prallten entsetzt zurück.

Die rothe Ceder stieß ein entsetzliches Geheul aus. Nur Ellen bebte nicht.

„Ich bin bereit, zu sterben,“ sagte sie in sanftem, ergebenem Tone. „Gott weiß, wie gern ich armes Mädchen mein Leben geopfert hätte, um das seinige zu retten!“

„Was Ihr da thut, meine Brüder,“ rief Pater Seraphim aus, „ist schändlich! Ihr vergießt unschuldiges Blut, es wird auf Euer Haupt zurückfallen! Gott wird Euch strafen! Ich flehe Euch an, meine Brüder, habt Erbarmen, tödtet nicht das junge Mädchen!“

Auf einen Wink des Einhorns bemächtigten sich vier Krieger des Missionärs und hoben ihn, trotz seines Widerstrebens, sehr rücksichtsvoll auf, worauf sie ihn in die Hütte des Häuptlings brachten und sorgsam bewachten.

Valentin und Curumilla widersetzten sich diesem Akte der Barbarei vergebens; die von dem Blood's Son angefeuerten Indianer und Trapper forderten die

Ausübung des Gesetzes mit lautem Geschrei und drohten, sich selbst Recht zu verschaffen.

Don Miguel und sein Sohn flehten das Einhorn vergebens an, sie konnten Nichts ausrichten.

Endlich faßte das Einhorn, der Bitten des jungen Mannes überdrüssig, Ellen beim Haare, stieß ihr seinen Dolch in's Herz und warf ihm die Leiche in die Arme, indem er sagte:

„Ihr Vater hat Deine Schwester getödtet und Du bittest für sie! Du bist ein Nichtswürdiger!“

Valentin deckte bei dieser unerhörten That beide Hände über das Gesicht und entfloh.

Die Anwesenden jubelten rasenden Beifall.

Die rothe Ceder wand sich schäumend vor Wuth in seinen Fesseln; als er Ellen hinsinken und sterben sah, war eine große Umwandlung in ihm vorgegangen; er schrie nur ein Wort mit herzzerreißendem Jammer.

„Meine Tochter! Meine Tochter!“

The Blood's Son und die weiße Gazelle waren unerbittlich, sie wohnten der Vollstreckung der Strafe, welche den Gefangenen zuerkannt worden, mit unerschütterlicher Ruhe bei.

Die rothe Ceder und sein Sohn litten nicht lange, obgleich Ersterer zuvor scalpirt worden war; der Wahnsinn, welcher sich seiner bemächtigt hatte, machte ihn unempfindlich gegen Alles.

Ambrosio hingegen ertrug eine Marter, welche keine Worte schildern können; der Unglückliche wand

sich zwei und zwanzig Stunden lang unter unerhörten Qualen, ehe der Tod seinen entsetzlichen Schmerzen ein Ende machte.

Sobald die Schuldigen ihre Strafe erlitten hatten, bestiegen the Blood's Son und die weiße Gazelle ihre Pferde und sprengten davon.

Man hat seitdem nichts wieder von ihnen gehört, Niemand weiß, was aus ihnen geworden ist.

Es war am achten Tage nach der furchtbaren Ausübung des Lynch=Rechtes, welche wir erzählt haben, gegen Abend, kurz vor Sonnenuntergang.

Alle Spuren der Hinrichtung waren verschwunden. Das Lager des Einhornes befand sich noch an der alten Stelle; der Häuptling hatte selbst verlangt, daß sein Stamm vorläufig da bleibe, wo er war, denn die Krankheit der Frau Guillois gebot die größte Ruhe.

Die arme Frau fühlte den Tod allmälig nahen, jeden Tag wurde sie schwächer und sah mit Heiterkeit und Klarheit, welche Gott zuweilen den Sterbenden verleiht, ihrem Ende entgegen, wobei sie aber noch bemüht war, ihren Sohn wegen ihres Verlustes zu trösten.

Aber Valentin, der seine Mutter nach so langer Trennung erst wieder gesehen hatte, um sie zu verlieren, war untröstlich. Seine Freunde Don Miguel und Don

Pablo de Zarate hatten ihn verlassen, um sich nach Paso del Norte zurück zu begeben, und hatten die Leiche der unglücklichen Ellen mit sich genommen. So konnte er nur an Curumilla's Busen seinen Schmerz ausweinen, der ihn nicht anders zu trösten wußte, als indem er mit ihm weinte und sagte:

„Der große Geist ruft die Mutter meines Bruders zu sich, weil er sie liebt.“

Der würdige Häuptling bewies durch diese, für ihn sehr große Redseligkeit, wie aufrichtig seine Theilnahme war.

An dem Tage, wo wir unsere Erzählung wieder aufnahmen, lag Frau Guillois vor ihrer Hütte in einer Hängematte ausgestreckt und hatte das Gesicht der untergehenden Sonne zugewendet.

Valentin stand an ihrer rechten, Pater Seraphim an ihrer linken Seite und Curumilla neben seinem Freunde.

Das Gesicht der Kranken hatte einen verklärten Ausdruck; ihre Augen blitzten und eine leise Röthe färbte ihre Wangen; sie sah glückselig aus.

Die Krieger, welche stillen Antheil an der Trauer ihres Bruders nahmen, saßen schweigend neben der Hütte.

Der Abend war prachtvoll; der Abendwind erhob sich leise und rauschte sanft durch die Blätter; die Sonne ging in einem Meere bunt leuchtender Wolken unter.

Die Kranke sprach von Zeit zu Zeit einige ab=

gerissene Worte, welche ihr Sohn mit frommem Eifer in sich aufnahm.

In dem Augenblicke, wo die Sonne hinter den schneebedeckten Spitzen der Berge unterging, richtete sich die Kranke, wie von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, auf, sah sich mit klarem, hellem Blicke um, legte dem Jäger beide Hände auf das Haupt und sagte mit unaussprechlich wohlklingender Stimme:

„Lebe wohl!“

Dann sank sie zurück.

Sie war todt.

Die Anwesenden knieten, wie auf ein verabredetes Zeichen, nieder.

Valentin beugte sich über die Leiche seiner Mutter, deren Gesicht den Ausdruck himmlischer Verklärung, jenen letzten Zauber des Todes, trug; er drückte ihr die Augen zu, küßte sie zu wiederholten Malen, nahm ihre rechte Hand, welche über den Rand der Hängematte hing, in die seinen und betete.

Die ganze Nacht verstrich auf solche Weise, ohne daß sich Jemand von der Stelle rührte.

Bei Tagesanbruch hielt Pater Seraphim, mit Hülfe Curumilla's, der ihm als Sakristan diente, eine Todtenmesse, worauf die Leiche eingesenkt wurde; alle indianischen Krieger wohnten der Feierlichkeit bei.

Nachdem sich Alle entfernt hatten, kniete Valentin am Grabe nieder und bestand, trotz der Vorstellungen, welche ihm der Missionär und der indianische Häupt-